



Durchstarten für Fortgeschrittene

Ein traumhafter, transformierender Trip
von Christina Maiia Moehrle

„Nichts ist jemals real, bis es erfahren wird.“

John Keats

Für Erna, meine Großmutter,
die ihre wahre Freude daran gehabt hätte.

© Copyright Christina Maiia Moehrle (2011)

Vorwort

Christina Maiia Moehrle

Schriftstellerin

Freie Autorin

Foto-Künstlerin

Reisende

www.auge-und-feder.de



„Wann hast Du das letzte Mal etwas zum ersten Mal gemacht?“

In der Mitte meines Lebens packe ich meine Siebensachen und breche auf. Nicht wie auf so viele Trips zuvor in meinem Leben, temporäre Eskapismen lediglich, bei denen zu Hause im Wesentlichen alles schön sicher und geordnet blieb. Ich entstaube stattdessen alte Kisten voller verrückter Ideen, die noch auf dem Dachboden meiner Teenager-Zeit schlummern, schneide mir waghalsig den Rückweg in mein altes, funktionales Leben ab und begeben mich allein, mit wenig Plan und viel Intuition im Gepäck, in diese so furchterregende Freiheit, von der ich im Geheimen doch immer geträumt habe.

Auf einer Reise von meiner temporären Heimat Tel Aviv aus einmal um den Globus, über Sri Lanka nach Neuseeland und zurück nach München über Los Angeles, begegne ich mit traumwandlerischer Sicherheit unkonventionellen Individuen, leidenschaftlichen Lebens-Abenteurern, atemberaubenden Landschaften und einem bewegenden Kaleidoskop an Menschlichkeit. Ich erlebe die unvergleichliche Kunst wie auch die zerstörerische Kraft der Natur, finde eine neue Demut vor dem Leben und erobere mir mutig einen Teil von mir selbst zurück, den ich für längst verloren gegangen glaubte.

Wer braucht schon Kontrolle, wenn er Kreativität besitzt? Ein Durchstarten für Fortgeschrittene, die schon einige Kilometer auf dem Tacho, aber immer noch eine Wagenladung Neugierde im Kofferraum haben.

Teil 1 – Von Tel Aviv nach Sri Lanka

Prolog

Viele Fragen, keine Antworten

Tel Aviv, Israel

Warum hier, frage ich mich.

Warum beginne ich bereits hier, noch in Israel, in dem mir überaus friedlich gesonnenen Nahen Osten, mit meinem Buch, frage ich mich, während ich das frische Croissant vor mir lustlos anstarre und der erste Espresso Macchiato in meinem Magen ankommt.

Tel Aviv ist zu diesem Zeitpunkt nur schmerzlicher Abschied statt freudiger Aufbruch. Es aufzugeben war der traurige Preis für das Neue, das etwas in mir fordert, mit erheblichem Nachdruck, ohne es netter Weise näher definieren zu wollen. Die heftigsten Gegner sind stets Gewohnheit und Bequemlichkeit. Ein fairer Kampf diesmal, der mit Sieg durch k.o. endet. And the winner is: Mrs. Intuition.

Ein Aufbrechender fühlt anders, sage ich mir, während ich zumindest am Wasser aus der Glaskaraffe nippe, er ist voller Enthusiasmus, gespickt mit Träumen, was alles auf der Reise passieren wird und soll, gewappnet mit einer Armada aus Mut, Neugierde und Vorfreude, und kein solcher Jammerlappen wie ich es gerade bin.

Sollte. Täte. Möchte. B...shit! Weg damit. Es ist wie es ist. Ich trauere. Das Croissant will nicht richtig schmecken.

Früher konnte ich es nicht erwarten, die paar Meter von meiner kleinen, lichtdurchfluteten Bude auf der Nordau Avenue ins Café Idelson herunterzufallen, um mich an meinem täglichen Morgen-Ritual zu ergehen, mit der Hingabe einer Besessenen. Jetzt gehe ich widerwillig, meide es, habe keinen Appetit.

Bis dato habe ich mich noch abgelenkt, getäuscht und fleißig in dem lebensnotwendigen Minimum an Organisation ertränkt. Doch nun schwant mir, was es eigentlich bedeutet zu gehen, Abschied zu nehmen, von Freunden, von Vertrautem, von einem Stück von mir, das sich wohl irgendwie selbst überholt hat. Die hinterlistige Veränderung, die sich sonst unbesehen unter dem Radarschirm vorbeischiebt, sie wird plötzlich konkret, offensichtlich und vor allem eines: fühlbar. Ein Knoten formt sich um mein Herz. Mein Schädel hämmert. Mir ist schlecht.

Christina, Du Vollidiot, was hast Du da getan? Bist Du sicher, dass Du weißt, was du tust? Klare Antwort: nein.

Und doch: Ich lebe. Aus Überzeugung inzwischen. Leben ist Aufbruch und Ankommen, philosophiere ich mit mir, nur um erneut aufzubrechen und anzukommen. Ein ewiger Kreislauf, der mir zuweilen einen gewaltigen Schrecken einjagt, aber von dem ich sicher weiß, dass er absolut unvermeidbar ist.

Statik gehört in das Reich der Illusionen, argumentiere ich versiert weiter mit mir selbst, genauso wie ihre Busenfreundin Stabilität, prima Konzepte, sehr verlockend, analytisch durchdacht, aber eben nicht auf Dauer von dieser Welt. Kurze Besucher, bestenfalls. Wäre da nur nicht dieses verdammte Loslassen! Ich fluche rudimentär auf Hebräisch, im gut bevölkerten Café, in aller Stille, was wiederum extrem unisraelisch ist.

Werden Freunde nach dem Aufbruch noch Freunde sein? Wird das, was uns einst verbunden hat, nur noch aus Erinnerung bestehen? Was bleibt übrig am Ende des Tages?

Gelebtes, echtes, gefühltes Leben. Mit allen Hochs und Tiefs. Voller wahnwitziger Geschichten und unerwarteter Wendungen. Voller Momente größter Freude und Leidenschaft und tiefster Verzweiflung. Voller Erlebnisse von wohltuendem Miteinander und innigem Alleinsein. Voller Balsam geliebter Gewohnheiten und Nervenkitzel drängender Veränderung. Voller Entdeckungsfreude und Abschiedsschmerz. Ein irrsinniger, nie langweilig werdender Mischmasch aus allen noch so absurden Farben und Formen dieser Welt, von denen ich Verrückte möglichst viele mit eigenen Augen sehen will.

Und jetzt gerade zelebriere ich eben Abschied. In allen Grau- bis Schwarz-Tönen - und vor allem: in dicken, feuchten Tropfen.

Lehitraot, Tel Aviv.

P.S.

Es wütet und gießt in Strömen. Seit 48 Stunden non-stop. Es scheint ein unwiderrufliches Gesetz des Christina-Universums zu sein, dass das Wetter unbedingt meine Gefühlsebene spiegeln muss.

Stolze Bäume biegen sich kapitulierend in die Horizontale und legen zähneknirschend ihre Wurzeln frei. Ein wütendes Meer erobert im simplen Alleingang Strandstreifen samt Uferpromenade und richtet ein mittleres Verkehrschaos an. Motorräder schlittern auf Straßen, deren Erbauer nie auch nur annähernd über die vage Möglichkeit von Regen nachgedacht haben. Fensterläden flackern und lernen fliegen, während Apartmentwände unter den Böen ächzen als sei die Stunde ihres Todes ganz nah. Die typische Tel Aviver Extrovertiertheit kommt völlig zum Erliegen und lässt die 24-Stunden-pro-Tag-Adrenalin-Junkie-Stadt zur desertierten Geistermetropole verkommen.

Wo verdammt sind alle nur? Eine Deutsche mit ererbtem Regen-Gen allein auf Bürgersteig-Rutschpartie. Mein Schirm hat nicht den Hauch einer Chance. Alice im israelischen Winter-Wunderland. Zusammengeschrumpft.



Winter-Wüste

Rastatt, Deutschland

Tiefenentspannt. In die heimische Badewanne getaucht. Dem stetigen Plätschern eines tropfenden Eiszapfens in der akustischen Ödnis meiner Heimatstadt lauschend. Plop.....plop.....plopplop. Das Bewusstsein döst anästhesiert dahin.

Seit Tagen bin ich im Schlafkoma gefangen, Gehirn auf Standby-Betrieb, kaum funktionsfähig, ein überraschend himmlischer Zustand. Rastatt, Nemesis, Ort und Verstau-Raum meiner Kindheitsträume und –Dramen, Königin der Reizarmut und Nirwana der Tiefen-Entspannung. Ich dämmere dahin und das ist genau das, was ich jetzt brauche, als Zwischenspiel in Organisationswut und Reise-Euphorie, als emotionale Abkühlphase und Chance, in meinem Schädel die Realität der letzten Ereignisse durchsickern zu lassen. Im Tempo des schmelzenden Eiszapfens vor meinem Fenster, bitte.

In den letzten Tagen verwandelt sich dieser Ort manch kindlicher Ödnis und subjektiven Eingesperrtheitsgefühls in einen Zauberwald, in dem Märchen um jede Ecke lauern und sich zu erfüllen versprechen, und die Schrecken der realen Welt unter weißem Puderzucker wie weggezaubert erscheinen. Schneeverwehte Unschuld legt sich wie ein Hermelinmantel auf die Welt, Zweige biegen sich unter dem Gewicht von kristallinen Juwelen, Stiefelsohlen knirschen und schlittern unbeachtet ihrer Eigentümer vor sich hin. Der Lärm der Welt ist wie von magischer Hand auf lautlos gedrückt. Verheißungsvoll liegt sie da, wie in der Stunde nach ihrer Geburt, frisch, unbelastet, voller Energie, überirdischem Strahlen und dem Zauber eines kompletten Neuanfangs. Niemand, dessen Herz noch schlägt, kann sich ihrem Reiz entziehen.

Ungläubig stapfen wir durch den unberührten Schnee wie Pioniere in einem unbekanntem, fernen Universum und staunen über die Magie, die die Natur mit ein bisschen unter null abgekühltem Niederschlag zu kreieren vermag. Nebenbei legt sie nonchalant die Errungenschaften moderner Technik lahm, und an Reisen, außer mit archaischen Transportmitteln, ist ohne akutes Knochenbruchrisiko nicht in entferntesten zu denken.

Macht nichts. Ich habe noch 15 Tage bis Stunde null, bis zu der ersten Station meiner Welt-umspannenden Reise, meinem mutigen Ausflug in das Reich der Intuition. Gebe ich mich also ganz der wohltuenden Reizarmut hin und inhaliere die mächtige Magie von Mutter Natur.



Einheits-Brei

Bangkok, Thailand

Ich sinke mit erdrückten Gliedmaßen in einen Knautschsessel aus unverwechselbarem Kunstleder, der noch aus der vorherigen, reizüberflutenden Flughafen-Version von Bangkok stammen muss. Ventilatoren summen nahezu lautlos unter einer wackeligen Deckenverkleidung, an der stolz ein Schild mit der Aufschrift „Black Canyon Coffee“ hängt. Der Espresso macht seinem Namen alle Ehre, ich bin dem Atemstillstand nahe und frage mich beim verzweifelten Luftholen, was das wohl für ein Canyon war, aus dem diese Bohnen geerntet wurden. Wer im nicht-Kaffee-affinen Ausland meint, Espresso schlürfen zu müssen, hat es wohl nicht anders verdient.

Mister Donut reiht sich an Café Nero, Burger King und vollbepackte Regale mit anderen, definitiv nicht thailändischen Errungenschaften à la Bahlsen, Crunchips oder Tuc. Der handelsübliche Reisende will sich schließlich zu Hause fühlen. Ich stelle fest, dass ich noch nie ein Massentier war. Das wird nirgendwo deutlicher als an der hochsensiblen Trennlinie zwischen persönlicher Passion für Individualreisen und notwendigem Passagier-Aufkommen, um die Flugpreise bezahlen zu können. Jedes Mal, wenn es ans Boarding geht, gehört es zu meinen heiligsten Pflichten, ein inniges Gebet nach „oben“ auszustoßen und für abwesende oder zumindest angenehme Flugnachbarn nicht über 100 Kilo Lebendgewicht (nichts gegen sie per se, aber nicht auf diesen Sitzen!) und funktionierendem Körperentlüftungssystem zu flehen. Vorzugsweise bitte ohne Faible für stark gewürzte indische Speisen oder Flirtversuche unter massivem Alkoholeinfluss. Alles schon erlebt. Ich ziehe geschwätzige Pauschal-Reise-Rentner oder überaus wichtige Unternehmensberatungs-Typen mit Laptop-Manie vor.

Die Reise-Hölle kennt unterschiedliche Strafmaße. Nach ein wenig Suchen lautet ihr Urteil heute: eine kleine, ruhige, dezent ausgeleuchtete Rückzugs-Oase aus schwarzen Echtledersofas und cognacfarbenen Relax-Sesseln mit angenehm in sich gekehrten Individuen ohne erkennbares Sendungsbewusstsein außerhalb der relativen Privatzone ihres Internetzugangs. Ich danke der himmlischen Reiseleitung.



Flötentöne

Habarana, Sri Lanka

Heute muss ich unerwartet einer elektronischen Errungenschaft danken, deren Oberfläche von einer stilisierten Frucht geziert wird. Ich tue dies explizit, hingebungsvoll, auf Knien. Kaum am Ziel meiner Reise angekommen, werden meine sensiblen Ohren mit aggressivem Geflöte und der Präsenz europäischer Reisegruppen terrorisiert. Ich habe es immer geahnt: Die wahre Terrorgefahr liegt woanders als auf CNN berichtet (israelischer Scherz, frei adaptiert).

Man verstehe mich bitte nicht falsch: Es ist nur allzu natürlich, dass unterschiedliche Volksgruppen unter dem Wort „Entspannung“ etwas voneinander Abweichendes verstehen. Akzeptiert. Aber kulturelle Projektionen können auch zu weit gehen. Die Einheimischen hier glauben offenkundig daran, dass stundenlanges, penetrantes Vortragen ein und derselben Melodie auf der hiesigen Variante einer Blockflöte einen entspannenden Effekt auf europäische Gäste-Ohren entfalten würde. Dasselbe wird bei einer aus Gitarre, Akkordeon und Handtrommel bestehenden und „Besame me mucho“-trällernden Gesangstruppe vermutet. Ich denke, mein Punkt ist klar geworden.

Bei den mich umgebenden Pauschalreisenden bin ich mir da nicht ganz so sicher. Sie nippen, offensichtlich unbeeindruckt, an Colas, Cocktails oder Carlsbergs, und auch die definitiv asiatisch besetzte „Private Function“ in der von mir angesteuerten, hoteleigenen Coffee Bar ist dem Anschein nach komplett schmerzfrei.

Kommen wir also zu dem, was ich unter „Entspannung“ verstehe:

- ◇ Überraschend pünktlich von meinem für diese Woche zur Verfügung gestellten, privaten Fahrer (Luxus!) am Flughafen abgeholt zu werden, obwohl der deutsche Reiseveranstalter (dessen Name hier ungenannt bleiben soll) die Kommunikation der Treffpunktdaten wiederholt verhunzt hat.
- ◇ Während das wirkliche Sri Lanka-Leben optisch besser als in jedem Reiseführer beschreibbar an mir vorbeizieht, die 5 Stunden von Colombo bis nach Habarana ohne ein Zuviel oder Zuwenig an Konversation gekarrt zu werden.
- ◇ Gemeinsam mit dem Fahrer das x-te Schlagloch zu feiern, das in Deutschland das Tempolimit ganz natürlich auf 30 km/h reduzieren oder die Achse des heimischen Gefährts brechen würde.
- ◇ Ohne erforderliche Nachfrage einfühlsam ein Kissen zum zeitweiligen Wegnicken auf dem Rücksitz zugesteckt zu bekommen.
- ◇ Am Zielort festzustellen, dass das Internet zur Abwechslung untertreibt, und ein wunderbares, seinen Preis Lügen strafendes

Zimmer fernab des Restaurant-Rummels mit Blick auf einen malerische See vorzufinden.

- ◇ Ein himmlisches, hauseigenes Zimt-Vanille-Eis mit frischen Früchten bei einem lokalen Tee zu naschen, nachdem die Flötentöne und das Gitarrenklampfen endlich verstummt und die lärmenden Reisegruppen gierig ins Restaurant abgezogen sind.

So darf es gerne weiter gehen.

P.S.

Weitere, unbedingt nennenswerte Highlights dieses Transfer-Tages:

- ◇ Der Besuch eines pittoresken Tankstellen-Plumpsklos aus dem vorletzten Jahrhundert.
- ◇ Das geschmackliche Experimentieren mit völlig unbekanntem Frühstücks-Ingredienzen, deren Bezeichnung ich noch nie in meinem Leben gehört habe.
- ◇ Der Moment, in dem mir der Fahrer gesteht, dass er Katholik sei, nachdem ich gerade 10 Minuten über den Papst vom Leder gezogen bin (Achtung: kultureller Fettnapf!).
- ◇ Die lachenden Gesichter tausender Kinder in strahlend weißer Schuluniform, die Punkt 13.30 Uhr aus den öffentlichen und privaten Schulen strömen.
- ◇ Die Vorfreude auf die ersten Sonnenstrahlen, die all diese wunderbaren Eindrücke auch fotografisch erfassbar machen werden.

Positives Denken ist alles, sage ich mir, während die Regentropfen über das Restaurant-Dach kullern...



Entspannungs-Wahn

Habarana und Sigiriya, Sri Lanka

Ich habe einen neuen Führer und Beschützer. Er hat es sich zum Ziel auserkoren, mich Chaos-Wesen in die totale Grundentspannung zu versetzen, was, zugegeben, schon andere vergeblich versucht haben. Er ist besonders hartnäckig und hat mich ganze 6 Tage unausweichlich unter seiner Fuchtel – ein Vorteil.

Sein Name ist Crishantha, abgekürzt Crish, mein gebuchter Führer, Fahrer und selbsternannter Schutzengel für diesen Teil des Trips. Er nimmt seinen Job übrigens sehr ernst. Die wiederholt geäußerte Drohung besteht darin, dass ich die beste Zeit meines Lebens haben muss, darunter macht er es

nicht, denn das wäre jenseits seines Berufsethos und Selbstverständnisses. Ich kann ihn nur wärmstens empfehlen.

Als erste Aktion scheucht er mich, nachdem er mir nur sehr widerwillig meinen Dienstantritt erst für 9:30 genehmigt hat, auf den Sigiriya Rock hinauf, ein UNESCO Weltkulturerbe mit einer im 5. Jahrhundert erbauten, heute nur noch aus den Grundmauern bestehenden Festung. Dieser Rock, eher ein Berg als ein Felsbrocken, ist sehr hoch, stelle ich ernüchtert fest und frage mich, wie die Einheimischen im 5. Jahrhundert mit all den Mauer- und Festungs-Steinen da hoch gekommen sein mögen, ohne die bequemen Hilfsmittel, Geländer, Stufen und Treppen, auf die der handelsübliche Tourist heute zurückgreifen kann. Damals war das Wort des Königs offensichtlich noch unwidersprechlicher Befehl. Mein aktueller König ist mindestens genauso unnachgiebig, allerdings ungleich charmanter.

Schnell bin ich froh um seinen Dickschädel, der meinem in nichts nachsteht - ein Kompliment, das ich nur sehr selten vergebe. Die Aussicht ist schlicht fantastisch. Der Blick wandert weit hinaus in das Hill Country, das Hügelland, mit seinen scheinbar einen großen Kreis bildenden, üppig grün bewucherten Bergen, die sich anmutig über einen sanften, milchigen Dunst erheben. Überbordende, unwirklich schöne, unverbaute Natur so weit das Auge reicht. Mir ist, als sehe ich über die halbe Insel hinweg. Ein Eindruck von Frieden und Heiligkeit stellt sich unweigerlich in mir ein, trotz eines kriegerischen Schattens im Norden, der aus Sri Lankas jüngster Vergangenheit herrührt. Nur ab und zu blitzt die Sonne hervor, verströmt eine Ahnung dessen, was sein kann, unter einem weiterhin bedecktem Himmel und Regenfluten wie schon seit 60 Jahren nicht mehr. Was sie wohl wegzuspülen haben, frage ich mich. Es ist nicht einmal Regenzeit.

In den Dörfern bilden sich Seen bis an die Tür der schlichten Häuser hin, die mit Wellblech, Kokospalmblättern oder vor Ort hergestellten Ziegeln gedeckt sind. Die rudimentäre „Straße“ zum Sigiriya Rock hin, die diesen Namen nicht wirklich verdient hat, bildet Fluten, die Crish unter launiger Kommentierung durch die Dorfbewohner mit seiner Toyota-Limousine durchquert. Hier und da tauchen frischer Elefanten-Dung vom nächtlichen Herden-Ausflug, ein Königstaucher auf Spähstation oder ein knallbunter, Gockel-ähnlicher, gefiederter Freund namens Jungle Fowl auf, der sich als Sri Lankas National-Vogel zu erkennen gibt. Die gefühlten Millionen an streunenden Hunden verlassen nur widerwillig bei Annäherung auf 30 cm und penetrantem Hupen die Straße, und die nicht minderzähligen Kühe machen sowieso, was sie wollen. Straßenverkehr à la Sri Lanka, eine einzigartige, erfrischend unkontrollierte Erfahrung.

Den Aufstieg zum Rock habe ich locker gemeistert (entgegen anderslautender Befürchtungen) und auch mein Nein an weitere Führer, Händchenhalter, Souvenir-Verkäufer, Informationsgeber und Serviceanbieter am UNESCO Weltkulturerbe wird ohne größeres Murren akzeptiert. Begeisterung kommt in mir auf. Crish, der sich nach kurzer Zeit offenbar ein Bild von mir gemacht hat, lädt mich noch treffsicher auf einen

entspannten Tee und ein Zigaretten in eine der kärglichen Verpflegungs-Hütten ein. An ihrer Rückseite brutzelt ein uralter Blech-Teekessel Wasser auf glühender Kohle vor sich hin. Kein anderer Tourist verirrt sich freiwillig zu uns. Genau dafür bin ich hier, für solche authentischen Momente wie diese.

Nach diesem Programm-Punkt wahne ich mich bereits fälschlicher Weise in Sicherheit. Eine große Illusion, denn ab sofort wird für mich die Entspannung ernst. Crish schleift mich in die Ayurveda-Spa eines Bekannten, wo ich in Öl getränkt, durchgeknetet, sauniert, in eine Art Dampfbad-Sarg aus Mangoholz gepackt und auf wohlriechenden Blättern zur letzten Salbung gebettet werde. Doch es geschehen Wunder in diesem bescheidenen, angenehm aufs Wesentliche reduzierten Tempel des Wohlfuhls: Ich dose komplett dahin, bei meditativen Gesängen von der Mönchs-CD, die an derselben Stelle hängt und ihren Sermon immer wieder von vorne beginnt. Wen interessiert's.

Mein Kopf ist leer, mein Magen auch, und so wird er noch mit Reis und Chicken Curry abgefüllt. Crish verabschiedet sich dezent, wie es auf diesem Stück Reise üblich werden wird, und überlässt mich mir selbst und dem seltsamen Krauterolgeruch, der üppig aus meinen Poren verströmt. Später wird er leidenschaftlich für ein 4-Tages-Ayurveda-Package argumentieren, wodurch ich Provision wittere, doch das macht nichts, denn wer will sich schon diesen herrlich einfachen Wohltaten entziehen. Ich müsste total bescheuert sein.



Mein „Candy“

Von Habarana nach Kandy, Sri Lanka

Ich hatte es Crish bereits angedroht, doch er wollte nicht auf mich hören. Nicht einmal, als ich meine Nikon D300s liebevoll „mein Baby“ nenne, sanft über ihre mattschwarzen Körper streichle und vorsichtig ihre Auglein von Fremdkörpern befreie. Nun gut, ich hatte ihn gewarnt.

Nach einigen instandigen Gebeten und Opfergaben an den allmächtigen Wettergott geht die Tendenz inzwischen klar in Richtung Sonne. Mein Einfluss bei dem meteorologischen Allmächtigen scheint mittlerweile zu steigen, was vor allem bei mir selbst einige Verwunderung auslöst. So auch heute, als es nach Kandy, der zweitgrößten Stadt Sri Lankas, geht.

Das umfassende Glück eines Sonnenstrahls kann man vermutlich nur erfahren, wenn man zuvor tagelang in Regen ersoffen ist, grüble ich. Bei jedem dieser heute kurzen Vorkommnisse muss ich eine solch kindliche Freude ausgestrahlt haben, dass Crish mir sicher heimlich die geistige

Kapazität einer 5-Jährigen attestiert hat. Schon aus dem fahrenden Auto heraus ist kein Motiv vor mir sicher, wenn auch noch so verwackelt, ich bin wie ein Junkie auf Droge, der nie ohne den einen Finger am Auslöser und den anderen am elektrischen Fensterheber auskommt. Doch es geht einfach nicht anders.

Die Sonne legt einen unwiderstehlichen Zauber auf die kleinste, baufälligste, kargste Hütte, während mein geistiger Trigger millionenfach losgeht angesichts der alten, in Knallfarben überstrichenen Hausplanken, der saftig grellgrünen Reisfelder, der in Sarongs gekleideten Alten mit Bände sprechenden Gesichtern, der wild herumeiernden TukTuks und der motorisierten Lastwagen-Greise von Tata oder Leyland, die bis zur totalen Erschöpfung beladen sind. Quietschbunte Shop-Sammelsuriums bieten alles, was das Dorf brauchen könnte, spontane, unüberwindbare Straßensperren aus Hunden, Kühen und Vögeln formen sich wie in einem Geheimbund gegen die störenden Menschen, knallige, haushohe Neonreklamen werben für Mobilfunkanbieter, Provinz-Politiker oder kitschige Brautmoden, und aufgestapelte Berge aus Ananas, Kürbis, Bananen, Kokosnüssen, Papaya und allem anderen, was der prächtige Garten Sri Lankas hergibt, bilden sich direkt vor meiner Nase. Ich könnte stundenlang fortfahren über das, was meine Augen sehen dürfen und die künstliche Linse meines Babys nicht annähernd wird erfassen können. Eine wahre Explosion der Sinne.

Unbarmherzig schleppe ich Crish nach braver Absolvierung des Touristen-Standard-Programms (der heilige „Temple of the Tooth“, ein Restaurant mit Blick über die ganze Stadt, ein Edelstein-„Museum“, eine Gewürzplantage) hinein ins volle Leben, rein in die wuseligen, überquellenden Gassen mit Straßenverkäufern, Bettlern, TukTuk Fahrern, einheimischen Passanten, Ladenbesitzern, Kindern, Hunden, Alten. Ein sensorisches, seligmachendes Paradies. Gesichter mustern mich neugierig oder verrichten unbeirrt weiter ihr tägliches Ritual, keines davon hat ein Problem mit einem Foto, Augen lächeln, Münder schmunzeln, Finger zeigen und ohne schlechtes Gewissen ist der ein oder andere Schnappschuss im Kasten. Keine Hand hält sich auch nur andeutungsweise auf, um eine Münze dafür zu fordern. Die Grenze des Respekts von Mensch zu Mensch scheint hier nicht verletzt zu werden, und Crish geht mir als Vorbild voraus, ganz der Beschützer, nie der Eindringling, immer in angemessener Distanz. Insgeheim mag er sich vielleicht fragen, was die seltsame Frau aus Deutschland in diesem so unspektakulären Viertel eigentlich will. Doch am besten er gewöhnt sich gleich daran, denke ich mir, und schmunzle voffreudig vor mich hin.

So werden Kandy und die Fahrt dahin für mich die erste Offenbarung des prallen Sri Lanka-Lebens, die Erweckung meiner tiefschlafenden Sinne aus dem Standby und der vielversprechende Vorgeschmack auf alles, was an Wundern auf dieser Reise noch kommen soll. Sie sind mein erstes „Eye-, Nose- and Ear-Candy“, in allen multiplen Farben, delikaten Gerüchen und

satten Lauten auf der scheinbar nach oben völlig offenen Skala:
Lebendigkeit in einer süchtig machenden Intensität.

Die Rückfahrt verpenne ich komplett unter dem seligen Lächeln einer
zutiefst zufriedenen, glücklichen Reise-Journalistin.



In Stein gemeißelt

Dambulla, Sri Lanka

Heute Morgen bricht erstmals die Sonne durch und bleibt tatsächlich einige
Zeit präsent. Ich kann es gar nicht fassen, dass sie uns mit ihrem
fröhlichen Strahlen segnet und bin deshalb alles andere als traurig, als
Crish vorzeitig zum Aufbruch bläst und wieder einmal heftig auf die Zeit-
ist-knapp-Tube drückt. Hier ist er, mein ganz persönlicher Erholungs- und
Erlebnis-Sklaventreiber.

Der Tag ist noch ganz frisch, als wir uns die Steintreppen hinauf zum Rock
Temple in Dambulla schleppen und die Wärmezufuhr unserer himmlischen
Freundin uns ins Schwitzen bringt. Eine fleißige Affenbande folgt uns auf
dem Fuß, eine streunende Hunde-Fraktion gesellt sich umgehend dazu und
auch diverse Zweibeiner schließen zu unserer Eskorte auf. Passend zu
diesem touristischen Highlight haben sich Letztere mit auf alt getrimmten,
nur vermeintlich antiken Souvenirs eingedeckt. Lediglich bei einer der
genannten Gruppierungen genügt ein einfaches „No“ zum In-Ruhe-
Gelassen-Werden.

Wenige weiße Blüten zieren die Tempelbäume, die anmutig unseren Weg
säumen, und mit jeder Stufe steigt die Schönheit des Panoramas des uns
umgebenden Hügellands. Vögel aller Couleur zwitschern in den Morgen
hinein, Affen flitzen geschäftig umher. Als wir oben angelangt sind und
unsere Schuhe abgegeben haben, entfaltet sich schließlich die wahre Pracht
dieses kleinen Aufstiegs: Ein überirdisch weißer Tempel, in den mächtigen
Fels gehauen und in mühsamer Handarbeit mit Hunderten von Stein-
Buddha-Statuen und atemberaubenden Deckengemälden versehen. Der
Fels umschließt diesen heiligen Ort wie ein schwerer, grauer, schützender
Mantel und die Luft atmet Andacht, Friede und eine geradezu magische
Ruhe.

Bunte Wimpel mit den Wünschen der Betenden hängen dicht gedrängt an
einem Tempelbaum, Opfertagen aus Blüten und Speisen schichten sich
üppig auf, in einem schwarz verrußten Ofen brennen kleine Lichter. Ein
winziger Frosch sonnt sich hingebungsvoll auf dem saftig-grünen Blatt der
in einem Teich blühenden, zartlila Wasserlilie. Schon beim Eintreten in das
höhlenartige Innere des Tempels spürt man die gewaltige Macht des

omnipräsenten Felsens und die beruhigende Energie von Millionen an Meditationen über die Jahrhunderte hinweg. Es ist ein heiliger, besonderer und strahlender Ort. Eine intensive, dichte Atmosphäre breitet sich aus, die durch das diffuse Kerzenlicht und die tiefe Steindecke nur noch verstärkt wird. Man nimmt es den drei überlebensgroßen, schlafenden Buddhas aus Stein sofort ab, dass sie sich hier und nirgendwo anders zur Ruhe betten wollten.

Unweigerlich schalten Crish und ich auf Flüsterton in jedem der vier großen Andachtsräume, obwohl wir beide dieser Religion nicht angehören. Doch dieser Ort lässt niemanden kalt, mit Ausnahme des geltungsbedürftigen Führers einer französischen Reisegruppe vielleicht, dessen lautstarker Tenor wie eine Drohung den sonst so stillen Raum durchdringt. Auch nach Eroberung durch die Hindus wurde hier nichts angerührt, es kam schlicht der eine oder andere Gott in einem angrenzenden Raum hinzu, welcher heute noch von den Hindus zur Andacht genutzt wird. Das nenne ich wahre Toleranz.

Mein Nikon-„Baby“ ist heute in Hochform und steht kaum noch still. Noch bin ich nicht in dieser meditativen Stimmung, in die ich komme, wenn die Muse mich küsst und ich ihr völlig allein, in meinem Tempo und vogelfrei nachgeben kann. Doch ich sage mir in diesen Tagen des so unerschöpflichen Reichtums immer wieder: Dies ist nur der Vorgeschmack. Sri Lanka, ich komme wieder! Und das, liebe Leser, ist genau wie dieser erhabene Tempel in Stein gemeißelt.

P.S.

Auf der Tempel-Treppe nach unten kauert ein uralter Handleser mit einem wunderbar verwitterten Gesicht auf den Stufen und bietet mir seine seherische Dienstleistung an. Neben ihm liegen zerfledderte Horoskop-Bücher, eine Handlesekarte mit erklärender Zeichnung und, besonders bemerkenswert, ein angegrauter, englischsprachiger Science-Fiction-Roman mit irgendetwas über Mutanten.

Eine spontane Intuition befiehlt mir zu bleiben. Crish, meine wandelnde Bank, Übersetzer und Allzweckwaffe, handelt für mich den Preis aus. Schon geht es los:

Es beginnt mit der verwegenen Aussage, dass ich wohlhabend sei, was sich unmittelbar aus meiner abgetragenen Gucci-Armbanduhr und dem Goldring ergibt, folgere ich kritisch. Mein Familienstand ist wiederum aus dem Fehlen eines solchen am Ringfinger ersichtlich. Soweit das Banale. Heiraten sei nicht so gut für mich, da schwierig, interessant, denke ich, aber hinreichend bekannt. Ich hätte einen klaren, geradlinigen Kopf, sozusagen männlich, aber sie, die Männer, stünden trotzdem auf mich. Ebenfalls kein Neuigkeitswert. Steinalt würde ich werden, Zitat: „90 is guaranteed“ (danke an Oma für die Gene), immer erfolgreich, und ach ja, ich würde in 2011 viel reisen, wenig verdienen, erst wieder ab September, aber das sei

eine wichtige Investition, die sich später vielfach auszahlen würde. Ein erstes inneres AHA kommt auf. Und: Ich solle meinen Glauben vertiefen.

Schauen wir mal, was 2011 so bringen wird, folgere ich abschließend, während Crish dem Greis die ausgemachten Rupien in die Hand drückt. Dieser grinst dafür aus seinem fast zahnlosen Mund, bevor es sich umgehend den nächsten Vorhersage-Opfern zuwendet. Es ist ein blühendes Geschäft an diesem Tag.



Attacke!

Habarana, Sri Lanka

Liebe Christina,

Sicherungskopien sind eine tolle Sache. Wirklich. Kein Scherz.

Insbesondere dann, wenn man wie Du Horden von Speicherplatz mit Fotos und Geschreibsel verbraucht, mich von Pontius zu Pilatus schleppt (nicht immer auf die sanfte Tour), in jegliche Sorte von nur rudimentär dafür geeignete Handtasche packt, zusammen mit Krümeln, Kosmetik und anderem klebrigen Krimskrams, mir Tonnen schwer verdaulicher Software aufbrummt, mich durchs weltweite Netz voller Viren, Trojaner und Würmer jagt, meint, gleich mehrere Aufgaben parallel durch mich erledigen lassen zu müssen und dabei ungeduldig ist wie ein chaotischer, Web-infizierter Teenager mit den nervösen Fingern eines Videospiele-Junkies. Genug!!!

Ich habe Dir jetzt nahezu 10 Jahre lang treu gedient und bin ein betagter, aber verdienter Elektronik-Greis, den Du nicht mehr wie bisher in der Gegend herumschicken kannst. Beim besten Willen, etwas mehr Respekt und Geduld, oder es wird ein böses Ende nehmen! Was passieren kann, wenn mir die Drähte heiß laufen, die Schaltkreise versagen und mir ganz schwarz vor Augen wird, hast Du ja heute Morgen gesehen.

Und was ist??

Plötzlich begreifst Du, was Du an mir hast, und brichst in Panik aus. Tätschelst mich und versuchst, mich verzweifelt wiederzubeleben, mit lauter unzulänglichen Methoden, Kabelstecker ziehen und Batterie ausklinken, hmhm, super Idee, Du betest sogar zu mir,

inständig, um diese eine einzige Datei, die Du Volltrottel nicht sicherheitsgespeichert hast und die Dir plötzlich sooooo wichtig ist. HA! Selber schuld!

Nun ja, ein wenig Schadenfreude ist nötig, aber ich will ja nicht so sein. Inzwischen habe ich mich schon wieder erholt, nach einer kleinen Verschnaufpause, in der Du mich selbstverständlich schon komplett abgeschrieben hast. Doch ok, ich will Dir hoch einmal verzeihen. Auch dass Du gleich im Hotel-Computer nach einem knackigen Ersatz (das schicke junge Ding mit dem Apfel drauf) für mich gesucht hast, will ich Dir für dieses Mal noch nachsehen. Ich weiß, bald wirst Du ihn brauchen und mich in die verdiente Rente schicken, was auch in Ordnung ist. Aber bis dahin doch bitte etwas mehr Nachsicht und Respekt!

Dein treuer Freund,

Mr. Dell (seines Zeichens Laptop)

(Unverbindliche Übersetzung aus dem Intel-Computer-Amerikanischen)



Birdie gets dirty

abends, selber Ort

Nachdem es heute endlich aufgehört hat zu gießen und ich die erste Herzattacke des Tages (s.o.) überlebt habe, meldet sich Crish, der mein Entertainment wohl keinen einzigen Tag lang unbeaufsichtigt lassen kann.

Es ist mir recht so, denn der Vorfall mit Mr. Dell sitzt überraschend tief und hat eine gewisse Schockstarre in mir ausgelöst. Sicher ist sicher, sagt sich die lernfähige Frau Moehrle also und lässt, nachdem auch noch eine Glühbirne im Zimmer durchbrennt, vorläufig die Finger von Elektronik. Auf zur Jeep Safari! Nikon-„Baby“ bleibt vorsichtshalber zuhause.

In Hügelland und Wildnis kündigt sich ein warmer, von der Sonne geküsster Abend an, an dem der Wind beruhigend durch die Jeep-Verdecke streicht. Cabrio-Feeling kommt auf, als die beiden Jungs vorne am Steuer die uralten Jeep-Planen lösen und mich motivierend zum Stehen am Gestänge auffordern. Der Mitsubishi hat nur 2 Jahre weniger als ich auf dem Tacho und ist auf das Allernötigste reduziert, während sein Bedienpersonal, allem voran „Birdie“ der Fahrer, nicht einmal die Hälfte an Lenzen auf die singhalesische Strasse bringt. Doch man sollte keine voreiligen Schlüsse ziehen, wie der folgende Bericht noch zeigen wird.

Gleich zu Beginn, nach zehn Minuten Geschaukel auf matschig-roten, holprig-steinigen Pfaden querfeldein durch das wuchernde Grün, bin ich bereits ein Glückspilz, denn direkt neben uns speisen Elefant und Gnu im trauten Familienidyll. Noch ahne ich nicht, wie verdammt gesegnet ich bin, denn für den Rest der Tour wird mir ein solcher Augenschmaus nie wieder zuteilwerden. Auch empfinde ich zu diesem Zeitpunkt noch kein Mitleid für die Subjekte unsere Safari-Begierde, doch dies wird definitiv der letzte Moment sein, an dem dies der Fall ist.

Die beeindruckende Kunst, mit der Birdie die knietiefen Spuren aus Matsch, die unergründlichen Wasserlachen und steinigen Riesen-Buckel durchquert, entlockt mir erste, begeisternde WOW-Ausrufe, und das obwohl – oder gerade weil - wir in gefühlte 60%ige Schiefelage geraten. In den weiteren 60 Minuten werde ich noch viele ungleich lautere WOWs von mir geben, denn sobald wir souverän Buckelpisten und Seen gemeistert haben, gelangen wir mitten im Busch in eine Stauzone, in der ein Dutzend Jeeps ohne erkennbaren Grund zwischengeparkt sind. Kein Elefant oder Wildtier ist weit und breit zu entdecken. Was ist hier los?

Es ist der magische Moment, in dem der Held in Birdie ausbricht. Die Regenfluten haben tiefe Schlammfurchen hinterlassen, woraufhin sich zwei Jeeps hoffnungslos verkalkuliert und festgefahren haben. Meterhoch schleudert der Schlamm in die Luft, färben Rußwolken die Aussicht schwarz und röhren Motoren verzweifelt im Todeskampf, als sich die Jeeps wiederholt und erfolglos zu befreien versuchen. Die einheimischen Fahrer eilen einander zur Hilfe und waten bis zu den Oberschenkeln im rotbraunen Schlamm, während jeder eine neue Variante zur Rettung ersinnt und diese auch umgehend testen muss. Da werden Zweige untergeschoben, Zugseile ausgepackt, letzte unberührte Grasstreifen gesucht und Motoren gequält. Ohne jeden Erfolg.

Und dann?

Dann setzt sich Birdie ans Steuer und fährt einfach los. Wie ein Rallye Paris-Dakar-Profi prescht er voran, wo andere kläglich gescheitert sind, weiss im richtigen Moment sachte zu sein und dann wieder Vollgas zu geben. Er meistert den Schalthebel mit unwiderstehlicher Nonchalance und dreht am Lenkrad, als habe er seit der Wiege nie etwas anderes getan. Und: Birdie gets dirty. Kräftig legt er außen mit Hand an, als er und die anderen Fahrer die weiteren Jeeps aus dem Dreck manövrieren. Die Matschfontänen erwischen ihn frontal.

Doch ihm gelingt, was niemandem sonst gelungen ist.

Unter den bewundernden Blicken von Kollegen und Touris, die für ihr Geld ein anderes Spektakel als das bezahlte bekommen haben, ziehen wir in unserem Jeep von dannen und hinterlassen die Anfänger im Staub. Besitzerstolz füllt meine Brust, die ich doch nichts beigesteuert habe als mitzufiebern. Birdie hingegen nimmt erst einmal ganz cool ein Bad, ausgerechnet auf einer schmalen Wegesbrücke, über deren brüchigen

Beton die Flut bedrohlich an unseren Jeep-Rädern vorbeiströmt und diese mitzureißen ankündigt. Doch mein Vertrauen in ihn ist jetzt nicht mehr zu erschüttern.

Birdie wird immer waghalsiger. Normale Matschpisten, die jedem Alltags-Jeepfahrer die Schuhe ausziehen würden, reichen ihm nun nicht mehr. Er krönt seine sportliche Meisterleistung mit echten 45 Grad-Aufstieg hoch auf einen felsigen Aussichtspunkt, während die Amateure ängstlich weiter unten in der Talsohle parken. Dann eine Sieger-Zigarette für den Held.

Auf dem Rückweg feiert Birdie seine Leistung, indem er launige Sprüche an die vorbeiziehenden weiblichen Safari-Gruppen loslässt. Nach Crish´s Gesichtsausdruck zu urteilen, müssen diese Sprüche mindestens genauso „dirty“ sein wie der Zustand unseres Jeeps. Doch aus meiner Perspektive hat er es sich verdient, genauso wie ein Trinkgeld von mir, das sich - wie er auf der Beton-Brücke – ordentlich gewaschen hat.

Nur die armen Elefanten und Wildtiere tun mir leid. An die zwölf, für die Dauer einer Stunde auf Hochtouren röhrende Jeep-Motoren-Greise, welche das Wort Rußfilter noch nie in ihrem langen Kfz-Leben zu Ohren bekommen haben. Selbst meine Lungen ächzen trotz ausreichender Frischluftzufuhr unter dem Eindruck einer mittleren CO2-Vergiftung.

So erwarte ich nicht eine Sekunde lang, dass sich auch nur ein einziges Wildtier, das noch bei Sinnen ist, in den nächsten Stunden blicken lassen wird an diesem Schauplatz fortgeschrittener Umweltverpestung. So viel zur ökologischen Touristenwerbung Sri Lankas, denke ich noch, und spüre den Beigeschmack aus Benzin auf diesem ansonsten einzigartigen Spaß. An dem Elefanten mit seinem Baby, die wir kurz darauf doch noch nahe der Straße sehen, blicke ich nur noch sehr schuldbewusst vorbei. Mögen sie ihre Ruhe vor uns haben.



5-Sterne Natur

Rund um Habarana, Sri Lanka

Noch nie in meinem Leben habe ich so lecker gespeist. Noch nie hat eine Papaya so saftig, ein Tee so blumig und ein Mahl so königlich geschmeckt wie in dem mit Palmblättern gedeckten Dorf-Pavillon und in der Hütte des alten Bauern am See. Und noch nie habe ich mich, zum Glück, weniger zum wandelnden Geldbeutel oder dreisten Eindringling degradiert gefühlt als hier.

Geführte Touristen-Dorfbesuche haben für mich stets einen seltsamen

Beigeschmack. Einerseits möchte meine Neugierde so viel wie möglich über Land und Leute erfahren, andererseits würden diese Menschen mich sicher nie „einfach so“ zu sich nach Hause einladen. Es gibt Orte auf dieser schönen Erde, da haben mich Kinder sofort mit „Money Money“ begrüßt, und es gibt andere, an denen die wesentliche Eintritts-Währung ein Lächeln und eine gute Portion Respekt zu sein scheint.

Dieser Ort fällt angenehm in die letzte Kategorie. Der Tag beginnt früh mit einem Ochsenkarren-Ritt, der sich so wohltuend von dem gestrigen Motorenlärm abhebt, dass mein schlechtes Gewissen sich umgehend verabschieden kann. Hier haben Natur und Wildnis noch eine Chance. Ich erspähe Vögel, Schmetterlinge und Libellen, in wunderbar prächtigen, fluoreszierenden Farben, Bananen wuchern in für Zimmerpflanzen-Anhänger beschämender Fülle und die Luft ist satt von fremdartigen Stimmen, die sich über eine Stille legen, die westliche Großstadt-Ohren nur sehr selten zu hören bekommen.

An einem malerischen See, der sonst mit Tausenden von lilafarbenen Wasserlilienblüten übersät ist, machen wir Halt. Nur der grüne Flecken-Teppich der Blätter ist mir heute geblieben, dank des Dauerregens, der diese optische Wohltat leider auf den nächsten Sri Lanka-Besuch verschiebt. Im April sei es am schönsten, erklärt mir Crish als kleine Motivationshilfe. Wir lassen uns lautlos auf dem Zwei-Kufen-Boot durch den friedlichen, einsamen See hindurch rudern und tauchen vorne die Füße entspannt in das lauwarme Nass. Ein Pelikan fischt professionell in seinem Lilienblatt-Salat, ein Greifvogel bewacht eifrig sein riesiges Nest, Frösche tauchen kaum sichtbar auf und springen gleich wieder weg, eine winzige braune Seeschlange, getarnt wie ein Ast, versteckt sich schüchtern im Schlick. Vögel von seltener Pracht, allen voran der kobaltblaue Rücken des Königstauchers, erscheinen aus dem Nichts und verschwinden gleich wieder in einem der riesigen Bäume, die mitten im flachen Teil des Sees über uns thronen. Wir betreten ein Heiligtum der Natur und zumindest Crish und ich halten unseren Beitrag entsprechend auf Minimal-Lautstärke. Wenn nicht ab und zu der Handy-Klingelton unseres jungen Ruderers in die Stille schnitte, würde ich mich fernab jeglicher Zivilisation wähnen. Rap-Klingelton im Rückzugsgebiet? Ein Sakrileg, finden Crish und ich.

An einer winzigen Farm, voller Papaya-, Bananen- und Maniok-Bäumen, legen wir an. Nachdem ich den nach Aufmerksamkeit jaulenden, kleinen Hunde-Frischling durchgekrault habe, zeigt mir der sympathische, allein lebende Bauer, wie man frischen Maniok zubereitet. Er erntet ihn direkt aus dem Strauch, indem er ihn mit meiner mehr oder minder tatkräftigen Hilfe aus dem Boden zieht. Es offenbart sich eine kartoffelartig riechende Knolle, die direkt an der Wurzel sitzt. Ich freude mich mit einem kommenden Gourmet-Experiment an, darf mich aber zunächst dafür beim Kokosnuss-Abschälen blamieren. Es ist für mich der leicht zu bezahlende Preis für ein kommendes Gourmet-Festmahl und ein Stück dieser menschlichen Sympathie, die nur eine Lachnummer produzieren kann.

Noch nie in meinem Leben habe ich etwas Leckereres verspeist als diesen gekochten Maniok mit frischen Kokosraspeln und ein wenig Zwiebel dazu. Es ist als explodierten in einem plötzlichen Akt der Revolution meine durch Supermarkt-Produkte jahrzehntelang ins Koma gezerrten Geschmacksnerven und träten ihren befreienden Weg ins gustatorische Nirwana an. Vergesst den Guide Michelin. Wir speisen wahrhaft 5-Sterne, aus mit Bananenblättern ausgelegten Körben statt Tellern, wir trinken die frische, tropfende Milch aus den gerade geernteten, ausgehöhlten Kokosnüssen und genießen danach noch ein wenig Tee, zusammen mit einem unendlich lecker schmeckenden Stück bräunlichem Süßholz, das bröselig auf meinen Lippen zergeht. Eben hing meine Papaya noch am benachbarten Strauch und schon nehme ich sie, mit ein wenig Limone beträufelt, abenteuerlustig auf dem Hochsitz ein, den ich halsbrecherisch erkletterte. Dieser Hochsitz ist, wie ich später von Crish erfahren werde, das Nachtlager des Bauern. Scham überkommt mich angesichts von so viel Gastfreundschaft. Sie kennt offensichtlich keine Grenze.

Crish demonstriert mir derweil, wie der Bauer mit der uralten Flinte Elefanten per Luftschuss zu vertreiben versucht, wenn sie sich bei kargem Wildnis-Buffer über seine wenigen Bäume hermachen wollen. Mensch und Tier in direktem, unmittelbarem Konflikt um Essen und um Schutz. Erneut ein Aspekt, den wir verwöhnten Westler in unserem Leben kaum noch kennen.

Nach ein paar weiteren Hundekraul-Einheiten und dem üblichen, mehr als verdienten Tip ziehen wir per Fuß in das naheliegende Dorf, wo mein prall gefüllter Magen nun das eigentliche Mittagessen erhalten soll. Aus Anstand kapituliere ich nahrungstechnisch angesichts der kulinarischen Übermacht. Das 5-Sterne-Erlebnis-Programm wiederholt sich mit 5 landestypischen Gängen auf dem Kohleofen und in einem 5-Monats-Schwangerschafts-Gefühl danach. Doch der Geschmack ist einfach unbeschreiblich, genial und intensiv. Unter erneutem Lachen darf ich lernen, wie man Reis entschalt, Palmdächer flicht und einheimische Herzen gewinnt. Mit einem ehrlich begeisterten Lob an den Koch nebst einem unaufgeforderten Trinkgeld für so viel Genuss.

Am Abend dieses herrlichsten aller Tage stelle ich dann fest, dass ich dank all des vorherigen Regens die Sonnencreme vergessen haben und meine Nase perfekt für den Red Nose Day vorbereitet ist. Da kommen die erworbenen Wohltaten aus der Gewürzplantage, unter denen sich auch die 99%ige Aloe Vera-Creme befindet, gerade recht. Noch das ayurvedische Zahnweißpulver und das Hautberuhigungs-Öl dazu und die Sache ist gebongt. „Experimentieren muss sein“, lautet mein Motto dieses Trips, dicht gefolgt von dem zweiten, das da heißt „zurück zur Natur“. Wie könnte ich beides besser umsetzen als in diesem wunderbaren, so einzigartig gastfreundlichen Land.



Unbequeme Seitenlage

Colombo, Sri Lanka, Flughafen, irgendwo vor dem Gate 11

Mit Mega-Schalldämpfer-Ohrstöpseln bewaffnet mache ich mich auf ein weiteres Experiment auf: Wie meistere ich die durch eine 3 Stunden-Verspätung meines Bangkok-Flugs entstandene Wartezeit, welcher schon planmäßig erst um sportliche 1:25 morgens startet? Es kommt auf einen Versuch an.

5 Kilo zu viel an Gepäckgewicht habe ich bereits mit viel Charme durch das Gate hindurch geschmuggelt, da ereilt mich dieses rote Warnblinken auf der Fluganzeige, das jedem gewohnheitsmäßigen Flug-Junkie die Knie weich macht: „delayed“. Dank ayurvedischer Grundentspannung akzeptiere ich umgehend mein Schicksal und gebe mich den harten Tatsachen hin. Diesmal treten sie in Form einer 4-er-Sitzreihe von äußerst unbequemen Warteraum-Stühlen auf.

Mein Rücken schichtet sich mehrfach verzweifelt um, in der Hoffnung, eine halbwegs adäquate, stuhlkompatible Lage zu finden. Umsonst. Es ist nur Crish's „leichtem“ Familien-Abendmahl nicht unter 3 Gängen (stillecht mit den Fingern) und einem weiteren Tag voller wahrlich erhebender Reize der sonnenbeschieneenen Sri Lanka-Natur zu verdanken, dass mein Hirn dennoch zum Abschalten kommt - und im Anschluss an ein Nickerchen noch diese Zeilen produziert.

Nach 6 Tagen in diesem herrlichen Land habe ich das akute Gefühl, mindestens 3 Wochen quer durch die singhalesische Pampa gereist zu sein. So viele einzigartige, wenn auch zuweilen nur kurze Momente, die sich irgendwo in den Tiefen meines Gehirns eingegraben haben. Manchmal flackern winzige Bilder auf, ziehen kaum spürbar Gerüche an meiner Nase vorbei, legt sich eine Geschmacksnote auf meine Zunge, und doch ist alles in mir vorhanden. Nur das Tempo des Erlebens war eben zu schnell für meine bewusste Wahrnehmungsfähigkeit. Das nächste Mal mindestens drei Wochen. Das habe ich Crish fest versprechen müssen, nebst einem gebrauchten Zeiss-Fernglas, damit mein perfekter, sensibler 5-Sterne Guide mit seinen Gästen die einheimischen Vögel studieren kann.

Mach ich doch gerne. Wenn man so warmherzig und jenseits aller Trinkgeldhascherei in die Familie aufgenommen wird, wenn man schlicht aus Zuneigung Negombo in allen Facetten gezeigt bekommt und dann zum Abendessen in die eigene Familie eingeladen wird - Extras, die sicher nicht jedem 6-Tage-Besucher widerfahren - dann ist das mit keinem Geld dieser Welt zu bezahlen. Ich fühle mich auf besonders schöne Weise privilegiert. Und mein Herz weiß, dass solche Highlights nur auf seinem Mist gewachsen sein können. Ich danke Dir, Du unverbesserliches Organ.

P.S.

Eine kurze Aufzählung der letzten Höhepunkte meines Hierseins:

- ◇ einer Horde verwaister Elefanten aus nächster Nähe beim Baden beobachtet
- ◇ zwei weitere Hunde mit Hingabe durchgekraut
- ◇ eine scheue Affenbande mit Mangos gefüttert
- ◇ eine frische, pinkfarbene Kokosnuss am Straßenstand verspeist
- ◇ den Fischerhafen von Negombo bei Sonnenuntergang fotografiert
- ◇ mich in eine katholische Messe in tamilischer Sprache hineingeschlichen
- ◇ am herrlichen Strand des 5-Sterne Jetwing-Hotels in Colombo abgehangen
- ◇ Toblerone-Schokolade für die zwei süßen Töchter von Crishantha gekauft
- ◇ und schließlich und endlich: neue, liebenswerte Freunde gefunden!

Das nenne ich eine wahrhaft positive Bilanz.

Teil 2 – Von Bangkok nach Neuseeland bis Los Angeles

Power-Shopping?

Bangkok, Thailand

Zuerst wollte ich dieses Kapitel "wie man Konsumverzicht übt" nennen. Doch das wäre aus einer Reihe von Umständen in die eigene Tasche gelogen gewesen. Niemand kann ernsthaft über Konsumverzicht schreiben, der gerade aus einem luxuriösen Mini-Apartment im 34. Stock auf das atemberaubende Panorama von Bangkok und den Chao Phraya Fluss unter einem rotschimmernden Vollmond blickt und in den hiesigen Konsumtempeln MBK, Siam und Siam Paragon absolut nichts gefunden hat, auf das es sich mühsam zu verzichten gelohnt hätte. Nein, ich habe schon genügend Konsumgüter in diesem Leben angehäuft.

Doch zunächst zurück zum Anfang.

Die Vertrautheit mit Bangkok, die ich mir in drei Besuchen mit reichlich Kilometergeld per pede erarbeitet habe, entfaltet von Tag eins an einen lindernden Effekt auf mein Seelenleben. Fast komme ich zu so etwas wie Ruhe. Sri Lanka hat mich mit seiner Frequenz an ungeahnten Höhepunkten dermaßen k.o. geschlagen, dass mein Kopf bis zum nächsten Lichtblick des Kultur-Kampfes Zeit braucht, sich in die Ecke des Rings zu begeben, ein Handtuch überzuwerfen und tief durchzuatmen. Und wie könnte man dies besser tun als diese herrlich hirnlosen Dinge zu zelebrieren, für die manch Tourist ausschließlich nach Bangkok mäandert: Thai Massagen genießen, im Pool chillen, illustre Menüs vertilgen, Fotos verknipsen und mit dem Bötchen über den Fluß schippern. Andere Bangkok-Klassiker stehen definitiv nicht auf meinem Speiseplan. Bin ich zur Abwechslung also einmal „Pauschaler“, Luxusklasse, ganze drei Tage lang.



Die ersten beiden davon neigen sich bereits dem Ende zu, ohne dass ich Erhebenderes zu berichten hätte als die Nase in so ziemlich jeden Shop der drei hiesigen Konsumtempel gesteckt zu haben. Rein aus Recherche-Gründen, natürlich. Bis dato hatte es mich nie auch nur annähernd dorthin gezogen, und auch auf diesem Trip genehmige ich mir diesen Fauxpas erst, nachdem ich einen epischen und ungemein erdenden Spaziergang durch die sehr einfachen Viertel am Fluss zelebriert habe. Wirre Kabelknäuel über bienenfliessigen Handwerker-Mekkas. Ladenlokale und Mini-Betriebe, die die gedachte Linie zur Straße schon längst überschritten haben. Also mittendurch marschiert, kaum beachtet, angenehm anonym.

Auf diese Weise mental gestärkt entere ich Siam Paragon, den ultimativen Kontrapunkt. Es ist die andere Seite einer paradoxen Gleichung, die ich in diesem Extrem bislang nur in Asien erlebt habe: Völlig absurder Luxus, in direkter Nachbarschaft zu atemberaubender Armut. Gerade noch sah ich

aus der Vogel-Perspektive meines Apartments die ärmlichen Wellblechhütten-Viertel, zwischen all die stylischen Hochhauskomplexe gequetscht, als seien sie eine aussterbende Gattung, die man dem Blick des Touristen zu entziehen habe. Die Gleichung kippt langsam – gen Luxus. Wie absurd. Armut schwindet ja nicht einfach, sondern verbirgt sich nur an einem anderen Ort, sinniere ich, als sei sie eine Beleidigung, der es visuell zu entkommen gelte.

Die Konsumhochburgen wirken dagegen wie seelenlose Hüllen. Austauschbare, hermetisch abgeriegelte Prachtstraßen, gespickt mit Waren weit außerhalb erschwinglicher Preisklassen, mit chicen Flagship-Stores in edler Label-Atmosphäre, keimfrei durchgestylt, auf Hochglanz poliert und mit kaum nennenswertem Verkehrsaufkommen. Sie sind wie eineiige Zwillinge ein und derselben Markenauswahl, Wiederholungen desselben schönen, monotonen Scheins, Wiedererkennungswert maximal, magische Anziehung gleich null. Steckte man nicht ab und zu die Nase aus der vollklimatisierten Luft hinaus ins echte Leben, es fiel einem kaum auf, an welchem Ort des Planeten man sich gerade befindet. Ein entvölkertes Paralleluniversum mit sanft dahingleitenden, lautlosen Schwebetüren, die wie die Wurm Löcher des Transits zwischen zwei Realitäten anmuten.

Vielleicht bietet das dem fremdelnden Erst-Touristen eine absurde Form der Beruhigung, reflektiere ich. Vielleicht ist es eine Art Balsam der Vertrauensseligkeit, erzeugt durch ständig absorbiertes Bekanntes, durch die globale Uniformität des Gewohnten. Gähnen, meint jedenfalls der mit besseren Eindrücken verwöhnte Vagabund in mir, macht auf dem Absatz kehrt und wandert weiter. Auf in das nächste Extrem: Power-Feilschen, Billig- Massenware und Souvenir-Manie. Mit anderen Worten: MBK. Elektronik-Spielzeuge zweifelhafter Herkunft zwängen sich Horden kaufsüchtiger Menschen auf, die massives Einkaufstütenschleppen zu lieben scheinen und kein Problem mit Körperkontakt der unfreiwilligen Machart hegen. Mich trifft der Schlag, als ich in dieser absurden Aneinanderreihung von billiger Raubkopierware, Mitbringsel-Shops und Kentucky Fried Chicken lande. Doch die paradiesische Einkaufs-Hölle ist bis zum Bersten voll, anicht nur mit Touristen. Meine Sinne kapitulieren vor Reizüberflutung und meine Lungen ächzen unter der Atemnot.

Stauend absolviere ich Etage für Etage, reibe meine Nase an grell-bunter Auslegware, Billigst-Schuhe fragwürdigen Grundmaterials und Elektronik-Artikeln dubiosester Herstellung, getrieben von der perversen Neugierde einer Reisenden, die ungeplant in eine Alternativrealität gestolpert ist. Ich studiere ungläubig ältliche Herren mit ihren power-shoppenden Thai-Girlfriends, erblicke Rucksacktouristen und Shopoholics aus dem vorwiegend europäischen Ausland, entdecke hier und da nicht wenige Locals darunter und bin schlicht und egreifend nur platt. Glichen meine Augen nicht wohltrainierten und feinjustierten Shopping-Scannern, die in 3 Sekunden jedes Geschäft auf auch nur ein für sie annehmbares Produkt durchleuchten können, ich wäre vor Angebotsüberflutung kollabiert.

Wow. Ein schlechtes Wow. Dieser gigantische Zerrspiegel westlicher Konsumkultur ist zu viel des Guten für mich. Ein Schwanengesang auf das, was ich auf dieser Reise tunlichst zurückzulassen gedenke. Ich muss insofern auf nichts, aber auch gar nichts verzichten auf diesem Stoppover in Bangkok. Nur die kleine Tüte mit den mit Honig gesüßten Ingwer-Stückchen wollte unbedingt noch in meine Tasche. So ganz funktioniert der schnöde Konsumverzicht eben doch noch nicht...



Transit-Melancholie

Auckland, Neuseeland

Einbettet in die detailverliebte, plüschig-britische Wohnzimmer-Kultur hänge ich erschlagen in knietiefen Kuschel-Sofas durch, während eine Tür weiter die australisch-britische Gästeschar gepflegte Küchen-Konversation betreibt.

Wie so oft erfasst mich beim Übergang von dem einem zu einem anderen Ort eine scheinbar grundlose Transit-Melancholie. Es ist eine schizophrene Zwischenwelt, in der wir schon nicht mehr dort sind, aber auch noch nicht ganz hier. Das Fremde ist uns einerseits Triebfeder und will erobert sein, aber es bedingt gleichzeitig auch das Fehlen von Vertrautem, in das es sich so gemütlich einkuscheln lässt.

Aber ist es nicht mit Allem so? frage ich mich, als mich wieder die philosophische Anwandlung überkommt. Trifft das nicht auch auf das Leben an sich und auch auf menschliche Beziehungen zu, auf die ach so schwierige Balance vom fremd und vertraut, von Wachstum und Gewohnheit, von Aufbruch und Neugierde? Drückt sich Leben nicht gerade in diesem belebenden Kontrapunkt zwischen Sich-Einnisten und Es-sich-bequem-darin-machen und dem Aufbruch und Verlassen genau desselben aus?

Gerade die Tage in Bangkok haben mir wieder einmal gezeigt, wie sehr man sich abreibt und entdeckungsfaul wird, sobald man seinen Wohfühl-Platz und seine Komfortzone meint erobert zu haben. Und wie herrlich offen, neugierig und fasziniert man durch den Dschungel des Neuartigen streift, alle Sinne geschärft wie ein Tiger auf Beutezug, sobald man nur den Mut zur echten Veränderung aufbringt.

Heute hat mich die Melancholie des Dazwischen wieder fest im Griff und ich frage mich, warum genau ich dieses Aufbrechen angehen musste, dieses Loslassen und Weitergehen. Den exzellent gemeisterten, rundum komfortablen Job hinter mir lassen, mich in ein finanzielles Experiment ohne bekanntes Ende wagen und Tel Aviv, der Stadt meines Herzens, schmerzhaft den Rücken zukehren. Warum nur?

Befrage ich meinen Kopf, mag mir der Grund dafür partout nicht einfallen. Adressiere ich mein Herz, bekomme ich zu hören, dass das eben so sei, wenn einen die Angst überfalle, wenn man gleichzeitig das Neue befürchte als auch Panik schiebe, es geschehe überhaupt nichts von dem, was man sich so sehr erhofft hat. Dass es selbstverständlich sei, sich zu sorgen, das Loslösen könne umsonst gewesen sein, oder aber einem zu schwanen beginnt, dass das Abenteuer nun real ist und sich der eigenen Kontrolle entziehen wird.

Seine wir ehrlich: Der Übergang zwischen den Welten zieht einem den Boden unter den Füßen weg, lässt einen taumeln und ankerlos auf dem Meer der Möglichkeiten dahin treiben. Und genau das ist sein tieferer Sinn.

Heute spüre ich das alles, in der Stille der Mount Eden Nachbarschaft, an einem ansonsten ereignislosen Sonntag im fernen Auckland, umgeben von goldgerahmten Barockspiegeln an geschmackvollen Blumenmustertapeten, glitzernden Kronleuchtern über dem Holz-Kaminsims, und Filethäkeldeckchen auf Chippendale-Beistelltischen ist mein Herz so tonnenschwer wie dieser Einrichtungsstil.

Aber all das gehört eben zum Leben dazu.



Der Blick aus der Distanz

Immer noch Auckland

Es scheint wie verhext mit Frau Moehrle's Gespür für Elektronik. Entweder solcherlei ist nicht existent oder aber meine innere Spannung überträgt sich auf die ach so empfindlichen Geräte wie ein nächtlicher Blitz auf einen Hochspannungsmast. Sprich: ich lege alles an Technologie des 21. Jahrhunderts lahm, was mir in die Finger kommt. Mr. Dell verweigert mir inzwischen komplett den drahtlosen Internetzugang. Ich kann es ihm kaum verdenken.

Was will mir das Universum nur sagen, grüble ich, angesichts dieser Aneinanderreihung von schlechtem Elektronikartikel-Karma. Wenn ich mich an die Urheberin dieser ungünstigen Wellen wende, dann muss ich ehrlich gestehen: ja, ich war schon einmal gelassener. Aber woran diese fehlende Entspantheit liegt, ist mir selbst ein völliges Rätsel.

So habe ich an diesem Tag doch eigentlich alles getan, damit es mir gut gehen kann. Ein ungemein delizioses Frühstück im Bed & Breakfast auf einem „Elle Decoration“-würdig gedeckten Tisch, das den sonnenbeschieneenen Tag einläutete, wurde abgelöst von einer äußerst

fruchtbaren i-Site-Grundrecherche über die Erlebniswelt Neuseeland, bei der ich mich mit einer ganzen Armada an Karten, Inselführern und Faltblättern für nicht einen Cent eindecken durfte. Dicht gefolgt von dem spontanen Entschluss zu einem 90-Minuten Mini-Segeltörn raus aus dem Hafen und rund um Auckland City (da nervte auch die äußerst geschwätzige und den Skipper anbaggernde Dame älteren Semesters nur pekuniär) und schließlich abgerundet durch die erhabene Vogelperspektive des Sky Tower, dem nach eigener Aussage höchsten Aussichtspunkt der südlichen Hemisphäre mit atemberaubenden Ausblick auf Auckland „Downtown“. Als Krönung ein Cajun Hühnchen bei Sonnenuntergang an der idyllischen Hafepromenade bei romantischem Kernschein, nur mit „me, myself and I“.

Was könnte man daran auch nur annähernd aussetzen können, provoziere ich meinen inneren Scharfrichter und Counterpart. Antwort: absolut nichts. Denn bei näherer Betrachtung ist es nicht Auckland, das mir fremd vorkommt, sondern ich selbst bin es, die mir irgendwie abhandengekommen ist. Ich zittere wie ein Huhn, das vor einer imaginären Schlachtbank steht, wo doch nur Gutes vor meinem Schnabel prangt und meine Sinne verlockt. Es sind Tage wie diese, an denen ich mir die abgehobene Vogelperspektive eines Sky Towers oder die distanzierende Entfernung eines sich in den Wellen wiegenden Segelboots auf mich selbst wünschen würde. Was würde ich sehen?

Ein Stück Schießhase, der die Mücke zum Elefanten macht. Mit eingebildeten dunklen Wolken über den langen Ohren, die so ängstlich zusammengeknotet sind, als schlage gleich der Blitz darüber ein. Alles eine Frage der Perspektive, schlußfolgere ich. Und meine braucht wohl eine gründliche Generalüberholung. Genauso wie Mr. Dell. Möge er eine Festplatte entmistet und erneuert bekommen, denn die neue „Software“ braucht definitiv mehr Platz. In schöner Analogie zu meinem Geist.



Zurück zur Natur

Tangowahine Valley, Northland, Neuseeland

Es müssen diese Gegensätze sein. Die Kontraste zwischen dem Lauten und dem Beschaulichen, dem Erdigen und dem Abgehobenen, dem Pittoresken und dem Banalen, dem In-Sich-Gekehrten und dem Verbindenden, die den Reiz dieser Reise ausmachen. Vielleicht einer jeden Reise, sinniere ich, während ich allen Unkenrufen zum Trotz unfallfrei durch die neuseeländische Landschaft hindurch fließe. Linksfahrend, in meinem weinroten Rav4 Mietwagen-Jeep, mit einem breiten Grinsen im Gesicht und einem fröhlichen Liedchen auf den Lippen, auf der wenig bevölkerten und malerischen Straße gen Northland.

All die dunklen Gewitterwolken über meinem Kopf haben sich wundersamer Weise aufgelöst und sind in den Äther entschwunden, aus dem sie einst gekommen sind. Ich fahre, also bin ich. Ich bewege mich. Die Natur zieht an mir vorbei und zeigt mir all ihre Farben, nimmt mich in sich auf und macht mich zu einem Teil von ihr. Vor meinen Augen ziehen Felder, Strände und Seen vorbei, jede Ecke bietet mir ein Produkt frisch von der Farm, eine idyllische Bed & Breakfast-Unterkunft oder ein fantastisches Panorama, das ich nur mit größtem Widerwillen ignorieren kann, denn die Freude über das unverschämte Glück, einen nagelneuen Jeep als Leihwagen erhascht zu haben, sollte nicht leichtfertig aufs Spiel gesetzt werden. Also Augen auf im Straßenverkehr.

Schon nach den ersten Kilometern aus Auckland heraus fühle ich mich „Kiwi“, nicht mehr so sehr wie ein knirschender Fremdkörper im System. Die Panorama-Straße dehnt sich einladend und stressfrei aus, nachdem ich gestern per Mountainbike schon einmal prophylaktisch Linksverkehr trainiert habe, auf der malerisch-kargen Waiheke-Insel, eine halbe Stunde mit der Fähre von Auckland entfernt. Unter schweißtreibenden, aber dankbaren Ich-schiebe-das-Fahrrad-den-Berg-hoch-Einlagen erwies sich mein Kletter-Potenzial angesichts halbsbrecherischer Steigungen als einigermassen begrenzt. Aber der Weg ist ja bekanntlich das Ziel. Insofern: so weit, so vielversprechend.

In Northland erschließt sich mir auch ohne moderne Hilfsmittel à la GPS schnell der Weg. Es erweist sich als simpel in Verkehr und Beschilderung, und schon bald erreiche ich das von der Nachmittagssonne illuminierte Tangowahine-Tal, das von saftig-grünen Hügeln umsäumt und immerhin so fortschrittlich ist, als dass hier die Kühe per Quad-Bike auf die Weide getrieben werden. Und Hunde per Motorrad Gassi geführt, wie ich bald noch erfahren werde. Willkommen in Farmville, Version 2.0

Eine freche Dreier-Bande von Hunden begrüßt mich noch vor Hugh, einem Hünen von einem Kerl um die 70 mit einem hintergründigen Humor à la John Cleese. Wir mögen uns auf Anhieb, und für den Rest meines Aufenthalts bin ich blond und darf entsprechende Bemerkungen mit Frotzeleien auf eigene Rechnung quittieren. Doch nur so läuft dieser Bär von einem Gastgeber zu wahrer Form auf. Sogleich werde ich Teil der Farmville-Familie: neben seiner Frau Pauline sind meine neuen Verwandten auf Zeit Millie, die Milchkuh, ein uralten Klepper von einem Pferd, eine fünfschnäuzige Hunde-Bande, 12 frisch geschlüpfte Küken, an die 100 Rinder, mehrere Truthähne, ein Schwein und zwei wilde Ziegen, die ich unvermittelt auf meinem ersten Offroad-Trekking per pede entdecken darf. Nicht zu vergessen die obligatorischen Katzen sowie ein kleiner Spatz, der aus dem Nest gefallen ist und nun von Hugh mit Hundewelpen-Futter hochgepäppelt wird.

Ich atme durch. Die Luft schwelgt in allen Nuancen von Mutter Natur, Blütenpracht wuchert wohin ich auch nur rieche, und außer Grillenzirpen und Hughs sonorem Bass ist nichts an zivilisatorischer Geräuschkulisse zu vernehmen. Dieser Ort ist nicht eine Sekunde lang ein kitschiges oder gar

langweiliges Klischee. Ich begreife, warum frühere Gäste regelmäßig aus einem geplanten Tag mindestens 5 gebuchte gemacht haben. Ich habe fürs Erste mal für 3 eingecheckt.

Gegen Mittag drückt Hugh mir einen selbstgebackenen Laib Brot in die Hand, zeigt mir mein selbstversorgtes Cottage nebenan, lädt mich zu einem launig-leckeren Barbecue ein und bereitet mir am Ende eines genialen Tages das absolute Highlight: Ein Bad in der Wanne aus frischem Regenwasser, weit draußen allein in der Nacht, abseits jeglicher Zivilisation unter mächtigen Bäumen, mit Vogelgezwitscher, Uhu-Geräuschen und Beutelratten-Gewusel. Die Sterne funkeln zwischen den sich sanft wiegenden Blättern hindurch und noch nie war eine Nacht so still.

Selten war meiner wahren Natur so nahe.



Wild at Heart

Entlang der Kauri-Küste bis nach Pouto, Neuseeland

Ich habe einen neuen Freund.

Er ist 79, dürr wie ein Hering und lakonisch wie das Meer, an dem er seit einer gefühlten Ewigkeit lebt. Er liebt Rum (Spezial-Marke aus Barbados), fährt wie ein Henker und sammelt ansonsten Frauenherzen en masse. Wie genau er das tut, wird sich mir erst in den folgenden acht Stunden erschließen. Zunächst begrüßt mich nur ein verwittertes Gesicht, aus dem ein äußerst waches, ozeanblaues Augenpaar blitzt.

Jock der Farmer wurde mir von Hugh empfohlen, mit einem Grinsen im Gesicht und einem launigen Kommentar, den ich hier absolut nicht wiederholen möchte. Zumindest soviel vorab: Sobald Jock das Steuer eines fahrbaren Untersatzes erklimmt, ist Polen offen und der Teenager kommt in ihm durch. Das klingt verdammt nochmal vielversprechend, sage ich mir, und ignoriere wiederholt die Warnungen meiner überaus besorgten Mutter, ich möge doch nichts „Gefährliches“ auf dieser Reise zu tun. Nun ja, dieser Typ mit dem Herz eines 16-Jährigen heizt seit 60 Jahren unfallfrei durch die Gegend, was kann mir da schon passieren, beschliesse ich.

An dieser Stelle möchte ich dem Universum danken, dass es mich so traumwandlerisch sicher zu den richtigen Menschen führt. Das ist kein Witz. Bereits in Israel wurde mir bewusst, dass man mit offenem Herzen und respektvollem Geist nur ebensolches zurück bekommt, und dies insbesondere in ach so gefährlichen Ländern, ein Trend, der sich auch hier nahtlos fortsetzt.

Vergesst den Tourismus-überlaufenen 90-Mile-Beach und die auf Hochglanz getrimmten Werbebroschüren. Vor meinen Augen breiten sich einhundert Kilometer des einsamsten, unbeflecktesten und idyllischsten Strandes aus, den ich je in meinem bewegten Leben erblicken durfte. Meine Kinnlade klappt vor Entzückung herunter, als ich die endlosen Weiten erblicke, und mein Hintern klebt für die nächsten Minuten nur äußerst widerwillig auf dem Beifahrersitz. Am Abend werde ich mich verwundert fragen, warum mir nur meine Wangenmuskeln so heftig wehtun. Die Antwort lautet: 8 Stunden seliges Dauerlächeln. Und es gibt auch keine adäquatere Reaktion auf diese naturgewaltige Pracht.

Mit unfassbaren 90 km pro Stunde heizt Jock den Jeep über den Strand, der durch die Gezeiten geglättet wurde, so dass man leicht in den Irrglauben verfallen könnte, seine Fahrkunst sei ein Pappentier. Er lenkt den Jeep konzentriert, mit einem verschmitzten Genießer-Grinsen auf den Lippen, die ansonsten lieber schweigen und nur im Notfall Konversation betreiben. Doch seine Mimik sagt alles. Ab und zu zwingen ich ihn zu einem Zwischenstopp, den er mir gerne gönnt, bevor mir bewusst wird, dass ich dieses unglaubliche Farbenspiel nicht mit irgendeiner noch so genialen Kamera dieser Erde werden erfassen können. Totaler fotografischer Dauer-Knockout. Erleben ist angesagt, nicht knipsen. Weg mit der künstlichen Linse und Augen auf.

Worte sind nicht in der Lage, diese Urgewalt zu beschreiben. Das satte Babyblau des Himmels mit seinen kargen, wattebauschartigen Wolken berührt das tiefe, klare Meeres-Türkis, von dem aus sich die weiße Gischt der flachen Wellen in langen Rhythmen auf das sandige Gelbbraun ergießt. Der breite Strand, auf dem hier und da ein angeschwemmter Stamm wie eine vom Meer geformte Skulptur erscheint, geht in langgestreckte Dünen über, auf denen sich das Schilfrohr im Wind dahin wiegt und ab und zu ein schwarz gefärbter Streifen von Vulkanerde die sandige Oberfläche durchbricht.

Die Sonne zaubert Schatten auf die vom Wind stets neu geformten Muster der Dünen, und nur ab und zu findet sich eine Spur eines wilden Ebers oder eines Jeeps darauf. Kein Müll, keine Strand-Bar und kein Touri-Nest entweihen diesen heiligen Ort. Jock hat Neuseeland und diesen Platz noch nie verlassen und er wird, wie er mir freimütig gesteht, es in diesem Leben auch nicht mehr tun.

Ob es ihm nie langweilig wird, werde ich Jock am Ende dieses fantastischen Tages fragen. „Warum?“ wird er mir ohne Zögern antworten, „ich habe doch alles hier“.

Leider ist es noch zu früh an diesem Tag, um die sich mit jedem Lichteinfall ändernden, vom Wind sanft geformten Sanddünen in den unbeschreiblichen Farben des Abendlichts zu genießen. Aber ich ahne, welcher Zauber sich hier erst gegen Sonnenuntergang entfalten wird. Dann

gelangen wir schließlich ans Ende des Kauri-Strands und nach Pouto, wo Jock so eine Art inoffizieller Bürgermeister zu sein scheint. An der Wand seiner kleinen Holzbude mit Blick auf das Meer baumelt eine Bürgermeister-Medaille, die zum Spaß von den Bewohnern aus einer Kette von Bierdosenlaschen und Kronkorken geformt wurde. Jock kennt jede Seele vor Ort und sie schätzen ihn genau so wie er sie. Dann taut dieser lakonische Typ mit Sternzeichen Jungfrau für seine Verhältnisse langsam auf. Fürsorglich kocht er mir einen Instant-Kaffee, bevor er mir den sprichwörtlichen Eimer mit der 50 plus Sonnencreme reicht und sich mit ernstem Ton für den Zustand seiner kleinen Junggesellenbude entschuldigt.

Das eigentliche Abenteuer steht noch bevor. Wir düsen mit dem Quad hoch auf die Dünen und sagen dem strahlend weißen Leuchtturm Hallo. Mit viel Liebe von den Einheimischen und Geld von einem Trust ist er vor dem endgültigen Verwittern bewahrt worden und glänzt nun wie ein überirdisches Juwel hoch oben auf der Dünenkrone. Auf dem Weg dorthin lässt Jock keine noch so steile Achterbahnfahrt aus und ich quietsche vor Erregung wie ein Teenager beim allerersten Kirmesbesuch. Pure Freude feuert aus allen Fasern meines Körpers. Keine Millisekunde Angst angesichts der Versiertheit, mit der dieser „geriatric boy driver“ (O-Ton Hugh) das Gelände liest.

Zum Schluss werden wir noch bei einem befreundeten Pärchen Halt machen, hoch oben auf der Klippe bei ihrem Neubau, der den fantastischsten Ausblick besitzt, den ein Hausbesitzer sich in seinen kühnsten Träumen auch nur annähernd ausmalen könnte. Und auch hier herrscht ein herzliches Willkommen, obwohl ich alles andere als angekündigt war. Wow. Eigentlich ist so einfach, sich auf menschlicher Ebene zu begegnen, sinniere ich, zu geben und zu nehmen, und wenn man seinen Geist erst einmal ordentlich entstaubt hat, gibt es eigentlich immer etwas Überraschendes zu entdecken, jenseits aller Projektionen.

Der beste Beweis ist Jock. Nach einem der tollsten Rundum-Erlebnisse meines Lebens und einem gefährlichen Schluck aus seiner berühmt-berüchtigter Rum-Cola-Mischung, kann ich einfach nicht anders als mich mit einem Kuss auf seine Wange zu bedanken. Er quittiert die Geste mit schüchternem Entzücken. Jetzt weiß ich, warum ich nicht die Einzige bin, die auf diese Weise empfindet: ein Teufelskerl im Körper eines Alten. So wie meine heißgeliebte Oma, die leider nicht mehr unter den Lebenden weilt. Denn beide sind - im schönsten Sinne - „wild at heart“. Ich werde sie mir entschieden zum Vorbild nehmen.



Wasser Marsch!

Immer noch Tangowahine Valley

Vor dem Fenster meines Cottage ploppen fette Tropfen vom durchnässten Wellblechdach, während die Vögel bereits aus ihren Schlupfwinkeln strömen und sich lautstark mit ihrem Zwitschern zurückmelden.

Es ist der Tag nach der Flut, die sich per Radio dramatisch angekündigte, mir im Trockenen Sitzender wie ein stinknormaler deutscher Regentag vorkam und dennoch das halbe Tangowahine Tal in Blockade-Zustand versetzt hat. Pauline, die in einem ihrer drei Jobs die Katastrophen-Aufsicht über diesen Bezirk namens Kumura innehat, war die Anspannung deutlich anzumerken. Nachdem sie uns noch ein delizioses Mahl hinzauberte, war sie heute Nacht „on call“ und hat sicher nicht mehr als eineinhalb Stunden geschlafen. Eine tolle Frau.

Das wahre Ausmaß dieses 24-Stunden-Dauerregens erahne ich erst, als ich mich heute Morgen von Hugh und Pauline auf eine kurze Straßeninspektionstour per Jeep einpacken lasse. Die Jungs mit der Kettensäge sind schon unterwegs, die mächtigen, von der Erosion entwurzelten Bäume zu zersägen. Teile der Strasse gleichen einem epischen See, durch den selbst Hugh mit seinem unerschütterlichen Optimismus nicht per Jeep durchqueren will.

An anderen Stellen hat das weichende Wasser gewaltige Schlammberge hinterlassen und die Zäune der umliegenden Farmen flachgelegt. Viele davon sind fürs Erste Müll. Pauline erläutert mir, dass die Regierung für solche Fälle Gelder freigibt, mit denen man Arbeitslose zum Flicken der Zäune anheuern kann. Doch der Spaß kostet pro Zaun ca. 5 Dollar und in diesem Unwetter sind 1000 Stück davon sehr schnell kaput. Es mangelt wahrlich nicht an Beschäftigungsprogramm auf einer Farm, schwant es mir, die sonst schön sicher in der Großstadt haust.

Während die Nachbarn entweder in ihren Häusern feststecken, oder aber ein Dach über dem Kopf suchen, weil ihres nicht mehr erreichbar ist, komme ich mir ziemlich fehl am Platz vor. Hugh und Pauline verwöhnen mich mit allem, was ich mir auch nur wünschen könnte, während ein paar Meter weiter gerade ein mittleres Drama stattfindet, in diesem Vollzeitberuf, in dem die Natur eine so zentrale Rolle einnimmt. Gestern habe ich Hugh verdächtigt, meine Gedanken zu lesen, als er mit drei frischgelegten Eiern und einem Stapel Kaminholz antrabte. Ich verwöhnter Städte-Dummy sitze ergo im Trockenen bei prasselndem Kaminfeuer und habe keine Sorge in der Welt als die, was ich als nächstes besichtigen könnte. Was für ein Kontrast.

So ist dieses Gegenprogramm zu meinem üblichen Großstadtleben Gold. Die elektronische Kommunikation ist tot, vermutlich fällt sogar der Strom noch aus, das Auto bleibt vorsichthalber stehen und die Natur hält das Geschehen fest im Griff. Lasse ich mich also fallen, in die uneingeschränkte Herrscherin dieser Welt, und werde all die blödsinnigen Illusionen der Beherrschbarkeit los, in denen sich ein Urbaner in seinem Leben so fälschlicher Weise wähnt.

Wasser Marsch!



Anfang und Ende

Kerikeri, Northland, Neuseeland

Aus dem „Dargaville Anzeiger“:

Mr. Dell ist am gestrigen Tag um 16 Uhr 32 Ortszeit verstorben. Nach kurzer Reanimation in einer Spezialklinik, in die er am Vortag für eine lebensrettende Notoperation eingeliefert worden war, ist er heute seiner bereits länger andauernden, zellulären Degeneration erlegen. Kurz vor seinem Tod konnte Mr. Dell noch die neuseeländische Staatsbürgerschaft annehmen und sich im Daniel Sterling Computer Hospital in Dargaville der Transplantation eines Ersatz-Gehirns unterziehen. Trotz des erfolgreich verlaufenen Eingriffs durch ein lokales Spezialisten-Team konnte der Patient jedoch nicht dauerhaft gerettet werden.

Mr. Dell hinterlässt mit Frau C. Moehrle eine langjährige, treue Partnerin und Wegbegleiterin. Mit Wirkung des heutigen Tages wird Mr. Sony, ein neuseeländischer Staatsbürger, die geschäftlichen Angelegenheiten von Mr. Dell weiterführen. Von Blumen und Beileidsbezeugungen bitten wir abzusehen.

Ich sitze am malerischen „Stone Store“ in einer Bucht an der Spitze von Kerikeri, nachdem ich einen beruhigenden Spaziergang quer durch die Wildnis hin zu einem rauschenden Wasserfall absolviert habe. Das Unwetter hat auch hier seine Spuren hinterlassen, denn noch vor wenigen Stunden wäre der Wanderweg entlang des Flusses einfach unpassierbar gewesen. Doch so breitet sich vor meinen Augen ein gewaltiges Wasserspektakel aus und meine Ohren vibrieren unter einem so intensiven Zirpen, als stünde der gesamte Wald unter Strom.

Mein Herz ist heute schwer, nicht nur wegen Mr. Dell, der mich die letzten 10 Jahre treu begleitet hat. Mit dem Ende meiner alten und dem Beginn

meiner neuen Lebensphase nimmt er wohl ebenfalls seinen Hut und lässt mich gehen. Aber ich muss mich auch mühsam von der überwältigenden Gastfreundschaft von Hugh und Pauline und ihrer Tangowahine Farm losreißen, denn das hier ist mein erster Neuseeland- Aufenthalt und die Entdeckungsfreude ruft. Blicke ich hier, käme ich von diesem Ort nicht mehr los und mein Herz und meine Füße klebten an seinem Bann als seien sie mit Power-Pattex festgeleimt.

Da sind die Umarmung von Hugh dem Hünen, seines Zeichens Genießer und Lebenskunstexperte, und der Hug von Pauline, der Zierlichen, dem nimmermüden Energiebündel und Multitasking-Genie. Da sind die 6 hauseigenen Bananen als letztes Wegebrot in meiner Erinnerung und der dicke Hunde-Kuss von „Please“, der 4-Monate alten Border-Collie-Labrador-Mischlings-Hündin, mit der ich jeden Tag mindestens eine fette Schmuseinheit absolviert habe. Und noch so vieles mehr.

Der Kumara Bezirk und die Kauri-Küste verwöhnen wahrlich mit ihren genialen Aus- und Einblicken, die so gerne für vermeintlich größere Highlights ignoriert werden. Dabei atmet die Nord-West-Region aus jeder Pore den unverfälscht-rauen Charme eines Farmers und das wilde, dynamische Herz eines Offroad-Fahrers. Sie leuchtet wie die erdende Seele eines uralten Baumgroßvaters und offenbart das Hirn eines allen Unwettern trotzen Survival-Experten.

Im „Waipoua Forest“ bin ich durch die Reihen der riesigen Kauri-Ahnen, Farnen und Schilfen geschritten und habe mich vor dem zweitgrößten Kauri, dem „Vater des Waldes“, ehrfürchtig verneigt. Magie liegt über diesem Wald wie ein purpurner Mantel und sei es nur deshalb, weil man die Verehrung der Maoris gegenüber diesen Giganten spürt. Die Maori würden, wie ich von der Besitzerin eines Kauri-Souvenir-Shops erfuhr, für ihre Bäume morden: Niemand fällt ungestraft einen Heiligen und noch heute darf das Harz der in der Vergangenheit viel zu oft Beseitigten nur noch sehr restriktiv gesammelt werden. Das Holz ist nur in Form von ausgegrabenen Stämmen natürlich gefallener Exemplare zu bekommen. Da macht mein deutsches „Treehugger“-Herz unweigerlich einen Sprung. Sanft streiche ich über die Rinde der Großenkel von Te Matua Ngahere, dem Ur-Kauri, bevor ich brav meine Schuhe reinige, damit nichts, aber auch gar nichts, sein ewiges Wachstum stört.

Und nun sitze ich im „Bay of Islands“, an der Ostküste, und versuche mein schweres Herz mit Käsesouffle, Ginger-Beer und Schreiben zu beruhigen. Bei wunderbar warmem Abendlicht kauere ich auf einer Holzaußenbank, während eine Möwe auf die Überbleibsel meines spartanischen Mahls spekuliert, und betrachte meine Beine, die ich heute in Shorts zu zeigen wage, auch wenn sie von Mückenstichen der Marke böse übersät sind. Das Landleben hat so seine Nebeneffekte. Und alles in der Natur hat ein Recht aufs Überleben.

So auch der kleine „Captain Jack“, seines Zeichens Sparrow (Spatz), als er mit seinen gerade einmal 3 Tagen Lebenszeit in den mächtigen, aber für alles Lebende so sensiblen Pranken von Hugh eingekuschelt liegt, sich mit Welpennahrung vollstopfen ließ und aus seinem knallgelben Schnabel herzerreißend fiepst.

Wer will nicht auf diese Weise das neue Leben begrüßen und in ihm fliegen lernen.



Muddy Waters

Waipapa, Northland, Neuseeland

Mit Blick auf einen vor Libellen flirrenden Garten Eden vor meinem Zimmer der „88 Lodge“ schäle ich liebevoll mit einem feuchten Tuch die letzten Krümel aus Babys Haut. Dann knutsche ich meine Kamera für die erfolgreiche Absolvierung des heutigen Überlebens-Programms, oder nennen wir es lieber ihre ultimative „Schlammschlacht“.

Als Willem, der holländisch-stämmige Besitzer der pittoresken „Avalon Lodge“, auf meine leichtfertige Bitte hin, eine Trek abseits des „Bay of Island“-Tourismus bewandern zu wolle, mir einen solchen empfiehlt, ahne ich noch nicht, dass ich auf ein Abenteuer der besonderen Art aufbrechen würde: Eine Wanderung quer durch die Wildnis, vom Totara North-Startpunkt aus über den DOC Tracks namens Wairakeu und hin zum letztendlichen Ziel, der Lane Cove Bucht, wo ich mit einem Boot abgeholt werden soll. Niemand hat mir gesagt, was mich erwarten wird. Aber ich habe zum Glück auch nicht danach gefragt.

Die nächsten 2 ½ Stunden sind Baby und ich allein wie man in der Wildnis nur allein sein kann. Auf einem schmalen, holprigen, teils steinigen, teils ebenen Pfad geht es quer, hoch und runter durch den subtropischen Wald, immer in Hörweite eines einladend plätschernden Baches und begleitet von unzähligen Insekten- und Vogelstimmen, die sich durch uns nicht im Geringsten stören lassen. Über Wasser und Wurzeln hinweg und unter Ästen hindurch, stapfen Baby und ich in teutonischer Gründlichkeit den angebrachten, orangefarbenen Wimpeln nach. Mein Herz hüpfte vor kindlicher Freude über so viel Unberührtheit und meine Kamera hat auch so ihre inspirierten Momente – bis....

Als ich mich gerade mit einem Ast als Wanderstock bewaffnet und in dieses wunderbare Bilbo Beutlin-Wandergefühl manövriert habe, zieht es mir

abrupt die Füße unter meinem Körper weg und ich schlitterte auf dem Hosenboden in ein fettes Schlammloch hinein. Eine feucht-sanfte Landung und ein kurzes Schreckmoment folgen. Baby auf meiner Schulter hat es voll erwischt!

Der Sturm, den ich auf der Tangowahine Farm erlebt habe, hat auch hier sein ganzes Unheil angerichtet. Mehr Wasser heißt auch automatisch mehr Ärger, und an dieser Stelle, wo man eigentlich nonchalant den Bach auf sorgsam platzierten Steinen überqueren soll, sind jetzt Schlammrutschen und knietiefes Wasser-Waten angesagt. Adieu trockene Füße und wassergeschützte Timberlands. Weihen wir die neu erstandenen Treckingstiefel also stilecht ein.

Nachdem ich Baby von dem dicksten Schlamm befreit habe, erweist sich der erste Schrecken zum Glück als unbegründet (ein fettes Dankeschön an Nikon Corp.). Danach traue ich nur noch in Zeitlupe über die flachste Stelle des Baches zu waten. Eine kurze Kleiderinspektion folgt (Urteil: Camouflage im besten Sinn, reif für den nächsten Guerilla-Einsatz), dann die Entledigung der Schuhe und schließlich die beherzte Leerung der sich darin befindlichen Wassermassen. Survival geht irgendwie anders, sinniere ich.

Es geht doch nichts über eine natürliche Fußkühlung und das schmatzende Geräusch, wenn man in vollgesogenen Timberlands durch die entvölkerte Pampa zieht. Über den Zustand der Socken und meiner Fersen möchte ich hier lieber keine Auskunft geben. Doch die Mühen lohnen sich am Ende. Der Bach wird zum See wird zum Fluss wird zum Arm und ihr Rauschen taucht mich einer urtümlichen Meditationsmusik gleich in die völlige Seelenruhe ein. Die nächsten zwei Wasserübergänge meistere ich versiert, während Baby sich bei einer leichten Brise an meine Schulter schmiegt und entspannt vor sich hin trocknet. Schließlich öffnet sich mit jedem Schritt der Blick auf eine türkisblaue Bucht und ich steige stolz wie ein Eroberer die letzten Meter zum Meer hinunter.

Tony, der Eigentümer von „Bushmans Friend“ und Steuermann des kleinen Aluminium-Motorboots, das mich hier abholen soll, nimmt mich umgehend in Empfang, doch er hat keine Chance in diesem Moment an diesem Ort. Nichts kann mich jetzt mehr von dem Triumvirat aus Sonne, Bucht und göttlichem Meer abhalten. Ich verträste Tony auf ein Wiedersehen in frühestens 20 Minuten und reiße mir schnell die Camouflage-Klamotten vom Leib. Schon stürze ich mich in die Fluten, mit einer Freude so tief wie der Ozean, und die salzige Kühle erfrischt in Sekunden was mehr als zweieinhalb Stunden stramm gewandert ist. Die umliegenden Felsen, die das nur von wenigen Booten frequentierte Kleinod eingrenzen, schaffen ein Panorama von umwerfender Pracht. Ich schwimme, lasse mich in die Arme der grünbewucherten Felsen gleiten und komme mir gegenüber den faulen Motorbooten irgendwie erhaben vor.

Gemütlich Bötchen fahren, ohne auch nur einen Muskel zu bemühen, ist wahrlich keine Kunst.



Exkurs: Tony's Geschichte

Tony lädt mich bei meinem Auto ab und wir genehmigen uns noch ein Bier im „Gum Store“ von Totara North. Hinter diesem introvertierten Typen zeigt sich schnell ein 1. Klasse-Naturliebhaber, denn während wir das kühle Nass vor uns hin schlürfen, erzählt er mir von seinem ersten Buch, das sich rund um die Flora Neuseelands dreht. Seine strahlend blauen Augen spiegeln sich in der Farbe seines Polo-Hemds und mit jeder seiner Erzählungen werden sie ein wenig aufgeweckter. Ein Lächeln huscht über sein Antlitz, als er mir von den Details seines Nachfolge-Werks erzählt, 300 lokale Pflanzenarten, jede davon minutiös mit der Kamera erfasst, in nicht-lateinischer, für den Normalverbraucher leicht verständlicher Sprache und mit Referenzen zu alten Redewendungen der Maori erläutert. Das nenne ich mal echte Hingabe.

Vor ca. 6 Jahren hat er seinen Job als Rektor einer Schule aufgegeben, zu viel Administration und Stress, gesteht er mir, dafür hat er jetzt gleich mehrere Jobs, die sich ganz um seine Natur-Leidenschaft drehen. Auskommen na ja, meint er auf mein Nachfragen hin, der Tourismus sei eher mittelprächtigt im Moment, aber seine Frau sei Krankenschwester, da funktioniere das gerade noch so. Sein letzter Verleger wurde mittlerweile leider verkauft, damit verlegten sich jetzt auch die Geschäfts-Schwerpunkte, also müsse er wieder aufs Neue auf sein nächstes Coming-Out hoffen.

Eine Botschaft, die auch mich etwas nachdenklich stimmt, spiele doch auch mit dem einer oder anderen sehr ähnlichen Traum. Doch dann denke ich wieder an mein kleines Abenteuer von heute und sage mir mit einer guten Portion Mut: verlieren tut nur der, der nicht versucht! Amen, fügt mein inzwischen schlammbefreites Baby hinzu.



Ich will Me(h)er

Waipu Cove, Northland, Neuseeland

Ein seltsames Gefühl beschleicht mich schwer zum Morgen hin.

Zunächst beginnt es mit einer gewissen Kommunikationsfaulheit in Konjunktion mit müdem Launisch-Sein. Typisch Mensch, schiebe ich die Verantwortung dafür erst einmal ab. Fazit: Ich habe Bed & Breakfasts, ihre Gäste und Gastgeber satt.

Genug mit dem morgendlichen Frühstücksplausch, bei dem ich doch nur wieder Zuhörer bin, für den einen, stets extrem schwatzhaften Teil eines Pensionierten-Paars, meist jenseits der 70 und aus good old UK. Niemand fragt zur Abwechslung, wer denn ich so sei, und wenn dann nur aus einem kurzen Anfall von Anstand heraus, der in Sekundenschnelle wieder verfliegt und nur als Stichwort für weitere selbstbezogene Ausführungen dient. Ich übertreibe natürlich. Doch der wesentliche Punkt bleibt bestehen: ich fühle mich gefangen, in einer Endlosschleife ohne Verfallsdatum, meines Psychotanten- und ewigen Dienstleister-Daseins.

Höchste Eisenbahn, mich aus der Affäre zu ziehen.

Schnell sind ein paar Anrufe getätigt, um dem inneren Drang nach Ruhe nachzukommen, und ebenso schnell ist „Mittelerde“ vertagt, für das ich jetzt keinen Kopf frei habe. Wellington steht auch am Montag noch, sage ich mir aus fester Überzeugung, und wenn nicht, dann ist mir das auch schnurzpiepsegal.

Der weite Strand von Waipu Cove kommt mir da gerade recht. Nur ein paar Seelen aalen sich auf dem 4-Qualmark-Sterne-Campingplatz, und vor meinen Augen zeigt sich genau das, was mir meine Sehnsucht geflüstert hat: ein sanftes Rauschen in langen Wogen bei bläulich-grauschimmerndem Lichteinfall. Möwengeschrei und Muschelsuche bei einem Meer weit über Fröstel-Niveau. Das kleine, lokale Café, in dem der „Short Black“ auch noch nach Espresso schmeckt. Ein Vorort-Shop wie aus dem Klischee, mit allerlei Krimskram, den der Mensch so braucht. Und all das nur einen Schlendengang entfernt. Unendliche Weite wohin der Blick auch schweift. Von allem etwas, aber doch nicht zu viel. Und Raum, der Seele Freund zu sein.

Füße bohren sich in den Sand, nachdem das Meer sie nass geküsst hat. Wind trocknet sanft die Haut, die nicht auf den Bikini warten wollte. Wen kümmert's schon, ob ich in Dessous hier schwimme! Gedanken fliegen wild umher, wollen Gefühlen Worte geben. Warum nur dieser Druck im Herz,

dieses Ziehen, dieser Schmerz? Wo kommt nur all die Sehnsucht her?
Warum jetzt, und warum hier?

Das Meer, Unendlichkeit in Reinkultur. Es trägt hinaus und führt zurück, es weitet, ebnet, ruht und treibt, es spendet, nimmt und wandelt um. Es wühlt und reibt mich innen auf, und bringt mich seltsam doch zur Ruhe. Mir fallen Worte ein, aus „Cast Away“, so oft gesehen und nicht kapiert. „You never know what the tide will bring“, resümiert der Held am Ende seiner Reise dort. Der Satz trifft mich ins Mark jetzt wie ein Pfeil. Bis an die Quelle, bis mir die Tränen fließen, ungebremst ins Taschentuch.

Das eine rührt, das andere stört. Es kommt die Zeit, da unsere Seele uns etwas flüstern will, uns auf ihre Weise treiben, an ein uns unbekanntes Ziel. Da schlägt der Kompass in uns an, erinnert uns und treibt uns an, und hofft auf einen Steuermann, der ihn versteht und navigieren kann.

Ich will mehr, sagt mir das Meer.

Mehr wovon? frage ich zurück.

Und warte, was die Strömung mir ans Ufer treiben wird.



Kleines Intermezzo für spirituell Veranlagte: Meine Tarotkartenlegung

Frage: Wie steht es mit der Verwirklichung meiner Träume in der nächsten Zeit?

Antwort: (der Narr)

„Vor Ihnen liegt eine lebendige Zeit voller Überraschungen, vielleicht ein völliger Neuanfang. Möglicherweise geht es dabei ziemlich chaotisch zu und Sie merken, dass sich nichts richtig planen lässt. Am besten gehen Sie offen, neugierig und unbekümmert Ihren Weg und vertrauen einfach darauf, dass alles gut wird.“

Zusatzkarte: (Bube der Stäbe)

„Andere werden Sie motivieren. Sie werden intensive Impulse bekommen und kräftige Unterstützung finden.“

Quintessenz: (der Narr)

„Fangen Sie bei null an und seien Sie offen für das Neue.“



Willkommen in Mittelerde

Matamata, Nordinsel, Neuseeland

Schweren Herzens habe ich Northland verlassen und mich in die Mitte Neuseelands aufgemacht: nach „Mittelerde“. Während andere Teile des Landes durchaus angenehm „Herr der Ringe“-referenzfrei sind, hat die Trilogie hier das zuvor verschlafene Nest Matamata von Gandalf-Hand voll zum Leben erweckt. Was hält mich also von einer waschechten „Hobbiton“-Touristenführung ab? Absolut nichts.

Erik, ein Mitglied des Alexander-Clans, welcher seine Farm für die Dreharbeiten zur Verfügung gestellt hat und nun irgendwo im Süden gut von den Erlösen lebt, verabschiedet gerade jeden Gast seiner letzten Tour per Handschlag und einem echten Lächeln. Wie von Elbenmagie geführt treffe ich just am i-Point für die nächste Runde ein. Er habe bereits zwei hinter sich an diesem Tag, wird er mir stolz gestehen, als er sich neben mir im Bus namens „Gandalf“ platziert und seine coole, schwarze Sonnenbrille mit einem Augenzwinkern abnimmt.

Erik ist geschätzte 80 (ich hoffe ich tue ihm damit kein Unrecht) und die Trilogie hat ihn aus seinem Rentnerdasein zurück in die „Arbeitswelt“ befördert. Was ihm sehr recht zu sein scheint, denn er führt die mit Sicherheitspersonal durchgecheckte Tour mit viel Leidenschaft, Anekdoten und Herz.

Zuvor muss ich aber noch einen kompletten DIN A4-Einseiter von einer Vertraulichkeitsvereinbarung unterschreiben, deren Androhung von Konsequenzen sich lebensbedrohlich anhört und deren Sinn sich mir erst in den kommenden zwei Stunden erschließen wird. Denn zunächst kritzele ich alles voll, was man mir unterschiebt, um nur möglichst schnell in den Bus zur visuellen Inkarnation meines Kindheitstraums zu kommen. Auf nach Hobbingen!

Der alte Bus, dessen Klapp-Fenster uns bei 30 Grad angenehm durchpusten, bringt uns vorbei an grünen, saftigen Wiesen und einer gefühlten Million an grasenden Schafen. Das ist die Magie dieser Ecke Neuseelands, der auch die Location Scouts und Sir Peter Jackson himself erlegen sind. Kilometerweite Natur ohne einen Hauch an moderner Zivilisation. Nichts musste entfernt werden, allenfalls hinzugefügt, und so erklärt uns Erik wie die Armee hier angerückt ist, um Wege zu bauen, Felder für das Catering von 300 Leuten anzulegen und auch sonst so einiges an Infrastruktur zu schaffen, das die Filmleute wohl unmißverständlich benötigten. Am Ende wurde aber fast alles an Aufbauten wieder entfernt. Es ist also einem zweifelhaften Glück zu verdanken, dass

nicht alles geschafft wurde und nun Touristen für schlanke NZD 66 die Reste ihres geliebten Hobbingen betreten dürfen.

Allerdings....

.... Wie wir mehrfach ausdrücklich instruiert werden, ist mitnichten alles Rest, was hier im Moment zu sehen ist. Die Produktionsfirma 3Feet7 ist in dieser Sekunde dabei, den Set für die Verfilmung von „Der Hobbit“ herzurichten, womit wir sozusagen heiligstes Jackson-Tolkien-Land betreten, das wir zwar ehrerbietig bestaunen, innerhalb der gesteckten Route auch inspizieren (aber nichts anfassen!) und ausgiebigst fotografieren dürfen, nur ist das Zeigen der Fotos unter Androhung der Todesstrafe ähnlichen Repressalien strengstens untersagt. Schon gar nicht auf Facebook, dieser zivilisatorischen Pest, möchte man dem Wortlaut mehrerer Hinweise glauben darf.

Nun gut, sage ich mir, und schlucke die fette fotografische Kröte herunter. Vielleicht lässt sich meine von ca. 100 auf 20 gute Fotos reduzierte Hobbiton-Sammlung (der aktuelle Rekord liegt laut Erik bei etwa 400) in ca. 2-3 Jahren versilbern. Doch was noch erschwerend hinzukommt: ich darf auch nichts schreiben über diesen Set. Die ultimative Höchststrafe für eine passionierte Fotografin, Schriftstellerin und Herr der Ringe-Anhängerin wie mich. Das ist wie mit den Fingern in einer Familienpackung Macademia Nut Brittle von Hagen Dasz zu stecken, wenn man gefühlte 20 Jahre lang keine Eiscreme mehr essen durfte, den verlockenden Duft bereits in den Nüstern zu spüren, sie aber partout nicht zum Mund führen zu dürfen und zu vernaschen. Ich schlucke, symbolisch, aber dafür kräftig.

Widme ich mich also lieber Erik, über den ich hoffentlich schreiben darf, ohne von einer Wellingtoner Star-Anwaltskanzlei finanziell bis auf die Unterhosen ausgezogen zu werden. Er leistet Meisterarbeit darin, uns (und insbesondere mich) am Set immer wieder einzufangen, wenn wir uns an einem der Details fotografisch festgebissen haben, und füttert uns mit genug an Anekdoten und Hintergrundinformationen, dass wir am Ende zufrieden in den Bus hüpfen werden. Ich bedanke mich bei ihm mit einem Handschlag und einem wohlverdienten Kompliment, woraufhin er sich im Gegenzug darum kümmert, dass ich Infos zu einer dringend benötigten Unterkunft erhalte. Das verschlafene Matamata ist morgen Nacht nämlich restlos ausgebucht. Ich wittere den „Hobbit“-Drehbeginn.

Heute lese ich dann in den News, dass wegen der Verzögerungen durch Sir Peter Jacksons Magen-OP die Dreharbeiten erst am 21. März beginnen werden, dem exakten Ende meiner Reise. Timing ist alles im Leben. Aber immerhin habe ich einen Trost: der Set wird in Kürze komplett geschlossen, also bin ich gerade noch einmal hindurchgeflutscht.



Der Blah-Tag oder „Mrs. Spoiled is not amused“

Lake Taupo, Nordinsel, Neuseeland

Müde und gelangweilt gurke ich mit Mr. Red, meinem roten, geliehenen Jeep, gen Süden durch die neuseeländische Pampa hindurch und frage mich, warum nur heute keine Begeisterung aufkommen mag.

Es könnte möglicher Weise damit zusammenhängen, dass die gestrige Nacht das Prädikat „mangelhaft“ verdient, denn ich habe sie weitgehend in den Armen von Mr. Red verbracht (nichts gegen ihn, aber ein Bett wäre mir wirklich lieber gewesen). Womit ich unter das Thema Matamata einen eindeutigen Schlusstrich ziehen möchte. Das Universum war mir an diesem Ort nicht geneigt.

Nach tiefgehenderer Analyse komme ich zu dem Schluss, dass dies ein sogenannter Blah-Tag ist, ein Etikett, das ich gerade kreativ aus der Taufe gehoben habe. Blah-Tage sind solche Tage, an denen man Aktivitäten wie beispielsweise die Folgenden unternimmt:

- Auto waschen (nach ca. 2 Wochen nicht mehr aufschiebbar, da keine Sicht mehr durch die Heckscheibe möglich)
- Kartenmaterial studieren (zeigt erste deutliche Risse an den Falt-Stellen, was die Aufgabe eindeutig erschwert)
- Lebensmittel einkaufen (etwas Gesundes wäre zur Abwechslung mal gar nicht so schädlich)
- Wäsche sortieren (siehe auch unter folgendem Unterpunkt)
- Sich überlegen, ob man sich mit dem Motelbesitzer anlegen soll - dessen Unterkunft den verschärften Verdachtsmoment breit verstreuter Bettwanzen, ähnlichem Getier oder allergieauslösenden Chemiebomben zur Vermeidung ebensolcher aufweist - oder lieber zur Bewahrung der eigenen Urlaubslaune darauf verzichtet und vorzeitig weiterzieht.

Die Tatsache, dass ich mich heute in einem nagelneuen Motel mit 4 plus Qualmark-Sternen und dem Prädikat „Eco-Silver“ ca. 100 km weiter südlich am Lake Taupo einuquartiert habe, erübrigt die weitere Auskunft zu vorigem Punkt. All das überschattet leider einige sehr erwähnenswerte Ereignisse, die wie so oft nicht unbedingt in auffälliger Schale dahergekommen sind.

So hat Jackie - die liebenswerte und einer gut gelaunten Judie Dench sehr ähnlich sehende Besitzerin des „Espresso to go“-Shops in Matamata – für mich extra den Manager des dortigen Pferderennvereins angesprochen, ob ich denn beim frühmorgendlichen Training den Jockeys über die Schulter schauen dürfe. Sie sei der Ansicht, dies würde etwas sehr Typisches für die

Region darstellen, das jenseits des Touristischen läge, erklärt sie mir, als ich nahezu hypnotisch in ihren wunderbaren Laden schlendere, um mit einen kräftigen, handgemachten Espresso die Erinnerung an meine Horror-Nacht zu tilgen.

So viel An-mich-denken und Etwas-für-mich-tun, in Kombination mit einem Weltklasse-Espresso, dessen Bohnen liebevoll von einem Röster in Christchurch bearbeitet werden, hat mich zutiefst gerührt. Aber leider bin ich schon auf dem Weg, und somit geht diese Chance - zusammen mit der auf ein weiteres wohltuendes Schwätzchen mit diesem so sympathischen, aus Hawaii emigrierten Cafebesitzerpärchen - an mir vorbei. Zur Sicherheit geben sie mir aber noch ihre Karte und Mobiltelefonnummer, falls ich doch noch einmal in der Gegend sein sollte.

Überhaupt fällt es mir momentan schwer, die zwangsläufig abgehakten Gelegenheiten hinter mir zu lassen, denn Neuseeland wartet mit einer solchen Wucht an Attraktionen auf, dass man leicht den Wald vor lauter Bäumen nicht mehr sehen könnte (ein hier extrem passender Vergleich). Für jemanden wie mich, der sowieso stets mit der Angst gesegnet ist, etwas Wichtiges in seinem Leben zu verpassen, nimmt das geradezu teuflische Ausmaße an.

Allein hier in Lake Taupo existieren Myriaden interessanter Freizeitaktivitäten, unter denen ich fataler Weise wählen muss, aber momentan flößt mir das ein ebensolches Beißen und Jucken ein, wie ich es letzte Nacht aus einem ganz anderen Grund empfand. Und der nicht gerade kleine Rest Neuseelands wartet auch noch auf mich. Was tun?

Genehmige ich mir also erst einmal eine beruhigende Spa-Badewanne, ein Filet Mignon (das erste und wahrscheinlich letzte auf diesem Trip für mich Fast-Vegetarier) und ein erfrischendes Corona, damit ich für das weitere Programm auch gebührend gewappnet bin.



Exkurs: Wairere Waterfall Track

Selten in den Reiseführern aufgelistet – und das absolut zu Unrecht – lädt mich lockend der Track hoch zu den Wairere Wasserfällen zur Erkundung ein. 90 Minuten bergauf bis zur brodelnden Spitze, bei Wassernebel, wucherndem Grün und idyllischem Wald-Querfeldein, inklusive einem wunderbar erfrischenden, wohlverdienten Eintauchen in einen der natürlichen und Felsen-umsäumten Pools auf dem Weg nach unten. Meinen besten Dank an die drei lokalen Kiwi-Mädels, die mir diese Krönung am Schluß extrem schmackhaft gemacht haben und mit sehr gutem Beispiel voran gesprungen sind.

Das inspirierte Singen eines spontan erfundenen Liedchens unter begleitendem Wasserfallrauschen an der Spitze war hingegen optional – und sicher auch von der Anzahl der begleitenden Wanderer und deren akustischen Vorlieben abhängig.



Spirituelle Heilung

Rund um Lake Taupo und Hidden Valley, Neuseeland

Nach einem tiefen, sehr belebenden Schlaf bin ich heute am frühen Morgen voffreudig durch Taupo gegeistert, um mich leider vergeblich um ein Café zu bemühen, das mir zu dieser unchristlichen Stunde bereits ein Frühstück servieren möchte. Die Energieströme dieses Orts sind definitiv noch nicht aus dem Standby erwacht, Zeit also für ein wenig Orientierung und die Suche nach Alternativ-Quellen der energetischen Aktivität.

In Orakei Koraku werde ich fündig, ca. 25 Minuten mit Mr. Red's Hilfe von Lake Taupo entfernt, und laut dem quasi-heiligen Lonely Planet dem „wahrscheinlich besten geothermal-aktiven Gebiet“ in diesem schönen Land. Gut, schauen wir also mal persönlich vorbei, sage ich mir, und überprüfen wir die in Neuseeland oft extrem positiv vermarkteten Erlebnisse hautnah und „live“.

Erneut werde ich nicht enttäuscht, ein Tatbestand, der allerdings - wie so oft auf dieser Tour - an ganz anderen und sehr besonderen Begegnungen liegt, die kein noch so durchgestyltes Touristen-Faltblatt mir je hätte antizipieren könnte.

Nachdem Baby und ich unter dem leider nicht mitspielenden Wetter das Beste aus den blubbernden Quellen, Schlammlöchern und Erdspalten, den schläfrigen Geysiren und vernebelnden Wasserdämpfen gemacht und dieses irrwitzige Farbenspiel aus dem Natur-Chemiebaukasten mit gebührender Ehrfurcht dokumentiert haben, gelangen wir an die „Ruatapu Cave“, eine der insgesamt zwei weltweit bekannten, im geothermischen Gebiet befindlichen Höhlen. An ihrem Fuß liegt still und andächtig Waiwhakaata, der „Teich der Spiegel“, aber noch bevor ich an diesen als heilig bezeichneten Ort gelange, vernehme ich unvermutet Gebets-Gebrabbel und Gesang.

Meine ungläubigen Augen blicken auf: Dort steht ein Mann in einem leuchtend-roten, mit traditionellen Mustern versehenen Merinopullover und hält eine kleine Wasserflasche in der Hand, während er beruhigende Worte in einer mir fremden Sprache zu der Ruatapu Höhle spricht. Sein Gesicht, soweit es für mich sichtbar ist, ist untätowiert, trägt jedoch Maori-Züge, die

aus der Entfernung intensiv, versunken und sehr charismatisch wirken. Um ihn herum haben sich in respektvollem Abstand der Fahrer des Pendelbootes und eine grauhaarige, sehr sympathisch wirkende Dame weißer Hautfarbe gruppiert, sowie ein weiterer Mann, der eine offizielle Funktion für Orakei Koraku zu bekleiden scheint.

Ungläubig wage ich mich ein wenig näher heran, bevor ein seltsam-hypnotischer Singsang einsetzt und um mich herum alles unwillkürlich andächtig wird. Baby traut sich kaum, den Auslöser zu entfachen, und auch ich wage mich nicht näher an den singenden Mann heran, obwohl der offizielle Vertreter mich explizit dazu ermutigen will.

Die Zeit scheint plötzlich um uns herum still zu stehen. Sekunden werden zu Minuten und dann zu einer meditativen Ewigkeit. Als sie zu Ende geht und der seltsame Mann aus der Flasche eine Art Weihwasser in die Höhle versprüht, schleiche ich mich mit leiser, aber neugieriger Stimme vor. Ich frage ihn nach dem Inhalt dieses seltsam magischen Lieds. Er antwortet ein wenig zögerlich, dass es alte Zeilen aus der christlichen Weisheit seien, aus dem Buch Samuel, fügt er hinzu, und dass es um die spirituelle Heilung dieses Ortes ginge, um Versöhnung und auch um Gebet. Vor ca. einem Jahr sei hier fast ein tödlicher Unfall passiert, erklärt mir die grauhaarige Frau, und in diesem Ritual ginge es darum, Dank zu sagen, dass es nur bei dem Beinahe blieb. Seitdem ist die Höhle gesperrt, zur Vermeidung weiterer Steinschlaggefahr und damit einem möglicher Weise fatalen Fall, fügt der offizielle Mann noch hinzu.

Ich betrachte diesen so unspektakulär wirkenden Ort sofort mit anderen Augen, einen Ort, durch den ich sonst vielleicht nur für ein paar Minuten durchgehetzt wäre, so wie das Touristen-Paar, das nur knappe zwei Minuten später kommt und damit ahnungslos über diesen besonderen Moment bleiben wird. Der Heiler ist bereits wieder auf seinem Weg und ich werde ihn unvermutet noch einmal auf der Rückkehr treffen, ohne seinen roten Strickpullover, und wir werden uns dann über Spiritualität, Weisheit und den Zustand dieser Welt unterhalten.

„Es wird eine bessere werden“, meint er zu mir, nachdem wir über die politischen Geschehnisse in Ägypten gesprochen haben, und dass es so viele Quellen der Weisheit in der menschlichen Geschichte gäbe, die leider ungenutzt blieben und das sei falsch. Was für eine Funktion er denn habe, frage ich noch zum Schluss, ein wenig schüchtern ob meiner totalen Ahnungslosigkeit. Er sei so etwas wie der spirituelle Führer seiner Familie, erklärt er mir, doch so wie er spricht, ist das sicher heillos untertrieben.

Ich verabschiede mich mit einem Dankeschön und dem unbestimmten Gefühl, jemand wirklich Wichtigem getroffen zu haben, auch wenn sein Name mir für immer unbekannt bleiben wird. Eine solche Präsenz in einem Menschen habe ich nur selten in meinem Leben gespürt.

Größe, die sich nicht im Äußeren zeigt.



Auf zum Schicksal

Tongariro National Park und ein Stück Westküste, Nordinsel, Neuseeland

Früh am Morgen zieht es mich schon raus aus den Federn und rein in die schlammbeschmierten Timberlands, denn heute will meine Sehnsucht zu einem besonderen Ort namens Mount Ngauruhoe, der wolkenumsäumte Herrscher über den Tongariro National Park und seit Herr der Ringe zur visuellen Verkörperung von „Mount Doom“ mutiert. Mal sehen, ob mein Schicksal heute in der Laune ist, mich freundlich zu empfangen.

Nachdem mich am vorigen Tag die vermeintlichen Highlights aus dem Lake Taupo Flyer eher unterwältigt zurückgelassen haben, fahre ich heute etwas skeptisch mit Mr. Red gen Süden weiter. Doch Mutter Natur lässt sich nicht lumpen: Der Himmel herrscht in klarem, sattem Blau über ein paar dramatisch platzierte Wolkenketten unter einem sanften aber entschlossenen Wind, der mich nach vorne schiebt.

Schon die Fahrt durch den als World Heritage anerkannten Nationalpark ist eine wunderbare Sache. Einsame Kilometer, die sich durch Grasland, Nadelwald und mit Schafen besprenkelte Wiesen ziehen, und immer die einzigartige Silhouette von Mount Ngauruhoe und Mount Tongariro im Visier. Ich fühle mich plötzlich frei, rein und unbefangen.

Das berühmte „Bayview Chateau“-Hotel, das seine besten Zeiten wohl in den 30-er Jahren des letzten Jahrhunderts erlebt hat, versucht verzweifelt neben dem Schicksalsberg zu bestehen und den Ausgangsort der meisten Touren, Whakapapa, zu beherrschen. Aber umsonst. Ich habe eine 2 Stunden-Tour zu den Taranaki Falls gewählt und keine Sekunde davon wird mein Baby auf das Chateau verschwenden. Natürlich, der „Tongariro Crossing“ ist einer der „Great Walks“ und vielleicht die beliebteste Wandertour überhaupt in dieser Welt, aber für mich, die alleinreisende, wenig trainierte Großstadt-Couch-Kartoffel ist das dann doch einen Tick zu viel. Wenn ich auch sofort verstehe, warum es die Vollblut-Trecker hierher zieht: was für ein Panorama! Mr. Schicksal hat extrem gute Laune an diesem heutigen Tag.

Um sein Haupt herum sind einige weiße, dicke Wolken gleich einem Heiligenschein platziert, was seine imposante Erscheinung nur noch zusätzlich untermalt. Er steht da wie ein dunkler, pyramiden-artiger Keil inmitten einer mit lila Heidekraut besprenkelten Landschaft und strahlt eine

selbstverständliche Majestät ohne die Notwendigkeit von irgendeiner Krone oder Zepter aus. Nichts Bedrohliches geht von ihm aus - was, wie ich las, auch ganz anders ausfallen kann.

Der Track selbst ist leicht und wenig spektakulär, und ich erwische mich ständig dabei, wie ich mich magisch nach Mr. Schicksals Silhouette umspähe. Meine Beine sind von ihm angezogen, als müsste auch ich mich eines schweren, mich versklavenden wollenden Rings aus Gold entledigen und ihn dahin zurückwerfen, woher er gekommen ist. Nur dass meine Erfahrung nicht das Dunkel der Buchvorlage spiegelt, sondern eher etwas Leichtes, Befreiendes und Schönes in sich trägt. Wird es mir auf dieser Reise gelingen?

Dann liegt Mr. Schicksal gut sichtbar in meinem Rücken. Ich drehe mich für ein paar Minuten zu ihm um, um ihm mein kleines Liedchen zu trällern, das, das mir vor einer vermeintlichen Ewigkeit in Tangowahine's Badewanne unter den Sternen eingefallen ist, eine Melodie aus Dankbarkeit und auch mit etwas Sehnsucht und Melancholie getränkt. Ob das Schicksal mich versteht?

Plötzlich blitzt nach langer Abwesenheit die Sonne durch das Wolkenband hindurch und erhellt Mount Ngauruhoe und die phantastische Landschaft mit ihrem unvergleichlichen Licht. Ich lächle still in mich hinein und interpretiere das mal als ein definitives „ja“.



Exkurs: Die Strasse vom Tongariro Nationalpark nach Whanganui

Noch euphorisch von meinem Nationalpark-Erlebnis mache ich mich gleich weiter und nehme die lange Fahrtstrecke nach Whanganui in Kauf.

Die über ganze 60 km kurvengepflasterte Strecke gen Westen ist jeden Penny der Rallye-Gurkerei auf teilweise engen und mit Bauarbeiten übersäten Straßen wert. Der Whanganui Fluss zaubert Wasserfälle und Rafting-einladende Schnellen hin, die alle anderen bisher als großartig angepriesenen locker in den Schatten stellen. Mit zunehmender Distanz zum Nationalpark werden die grünen Hügel zu echten Toblerone-Tafel-Buckeln, auf denen friedlich die Schafe weiden und der Wind sich wiegt.

Unten schlängelt sich der Fluss durch die unfassbare Landschaft hindurch, die ich persönlich als Auenland vorgezogen hätte, und oben auf der Strasse muss ich mich dringend zur erforderlichen Konzentration auf das Steuer ermahnen, damit dieser 2 Stunden-Trip nicht zu einer fatalen Abfahrt mutiert. Mehrfach muss der arme Mr. Red einen Zwischenstopp ertragen in seiner unverblühten Kurvenfreude, der Arme.

Whanganui selbst zeigt sich als ein viktorianisch angehauchtes, aber letztlich doch zu neues Nest, um allzu viel Charme auf mich versprühen zu können. Doch unter der intensiven Nachmittags-Sonne, die alle Farben in nahezu überirdischem Maß zum Leuchten bringt, wirkt es wie eine kleine Oase am breitgefächerten Whanganui Fluss.

Wegen ansteigender Müdigkeit nehme ich schließlich den Highway 1 zurück zum Lake Taupo, wo noch immer entspannt meine Siebensachen ruhen und ungeduldig auf ihre Abholung warten. Die 2 ½ Stunden extra dafür lohnen sich. Insbesondere die „Desert Road“, östlich entlang des Tongariro National Parks, bietet mir ein überwältigendes Drama an flach über das wüstenähnliche Land hinweg ziehenden Wolken, in kongenialem Zusammenspiel mit einem in allen Spektralfarben schwelgenden Sonnenuntergang. Man fühlt sich in eine andere Welt hinein katapultiert, und wenn die lange Reihe der Hochspannungsmasten nicht wäre, würde sich der Science Fiction-Fan in mir auf einem völlig fremden Planeten wähnen.

Es erübrigt sich zu erwähnen, dass ich nach diesem perfekten Rundum-Erlebnis in einen tiefen Schlaf der Gerechten ver falle. Ob nun verdient oder nicht, wen kümmert das schon.



Kontroll-Verlust

Lake Taupo, Nordinsel, Neuseeland

Eine nervöse Unruhe überfällt mich am Morgen des Tages, der eigentlich mein letzter am Lake Taupo und der Erlebnis-Verdauung gewidmet sein soll. Doch mein inneres Gefühl ist anders gepolt.

Es mag vielleicht pathetisch klingen, aber ich habe mich auf einen Trip aufgemacht, der meinen Geschmack am Leben ändern soll. Ich wusste dies zuvor, ganz intuitiv, eine schwelende Ahnung, doch jetzt, wo sich genau das zu manifestieren beginnt, brechen in mir die Ängste auf. Wie viel Macht habe ich überhaupt noch?

Das ist der entscheidende Punkt: Wenn man sich dem inneren Drang hingibt, dem Hunger auf ein Gericht, das sich nicht näher beschreiben lässt, aber einem gewaltigen Appetit auf ein Leben macht, das zumindest teilweise mit dem alten brechen wird, begibt man sich mitten hinein in die innere Terra Ingoknita. Maximaler Kontrollverlust. Alternativ-Rezepte? Keine in Sicht.

Als ich bei meinem fahrigem Frühstück sitze, während dessen meine Gliedmaßen nur rudimentär ihre angeborene Funktion ausüben wollen, stoße ich bei einem Blick über mein Früchte-Müsli hinweg auf den folgenden Satz im „Mindfood Magazin“. Er trifft mich wie ein Geschmacksverstärker: „Sometimes you need to give yourself up to the world and trust that it will guide you home“. *

Vollstreffer. „Home“, Heim, wo ist das bitte genau noch einmal? Und „Trust“, also Vertrauen, wie funktioniert das noch gleich?

Die hinter diesem Satz stehende Story könnte auch glatt die meine sein, vielleicht etwas weniger extrem, gebe ich gerne unter einer Prise Minderwertigkeitsgefühl zu, aber ich bin eben auch kein allzu extremer Mensch und Mut ist letztlich immer relativ. Er ist das, was man macht, wenn man der Angst ins dunkle Auge blickt und nicht sogleich die Füße in die Flossen nimmt und in Panik vom Parkett wegstürmt. Völlig egal, wie groß oder wie klein die Angst von außen betrachtet erscheinen mag, es kommt nur darauf an, wie heftig sie einem die Gedärme durchwühlt und die Darmwände zerhackt.

Und meine sind gerade ziemlich in Fahrt. Da hilft auch der zweite Espresso nichts, der die Angelegenheit nur noch grummeliger macht. Wo geht meine Reise hin? frage ich mich.

Nach Hause. Wo auch immer das sein mag, meint meine Seele.

P.S.

Zum Glück und als letzte Nothilfe für nervöse Wracks wie mich gibt es in Neuseeland die besten Chips dieser Welt. Ich sage nur: Copper Kettle! Ohne Umweg direkt auf die Hüften.

* Mindfood, Ausgabe September 2010, Artikel und Zitat: Paul von Zielbauer.



Not Well-in-gton

Wellington, Nordinsel, Neuseeland

Ich habe mir sagen lassen, dass der 14. Februar durchaus ein toller Tag für einen Teil dieser Menschheit sein soll.

Man soll dem Vernehmen nach mit wunderbaren Ideen und hingebungsvollen Karten überrascht, mit Rosen und Geschenken überschüttet, total verwöhnt und in illustre Restaurants ausgeführt und

unter einem Schwall von Liebesbezeugungen begraben werden. Soll tatsächlich so sein. Habe ich mal gehört.

Nun bin ich ja nicht gerade besonders anspruchsvoll, was diesen besonderen Tag betrifft. Jahrelange Übung. Ein gewisses Mindestmaß an „es-darf-mir-gut-gehen-und-das-Leben-liebt-mich“ wäre sogar völlig ausreichend gewesen. Aber nein. Das Unievsum hat heute etwas anderes mit mir vor.

Hier also meine persönliche Valentinstag-Bilanz für 2011:

- Bei Nieselregen und eiskalten Böen in Wellington eingetroffen.
- Mr. Red unter dringender Lackschaden-Gefahr in Mini-Parkplatz bugsiert, den ich für sauteures Geld ersteigern durfte.
- „Studio-Zimmer“ absolut ernüchternd und anti-pittoresk vorgefunden; malerischer Blick auf Garageneinfahrt und Nebeneingang von 60-er Jahre Bürogebäude; alle besseren und heimeligern Unterkünfte seit Tagen ausgebucht.
- Akuten Fremd-und Einsam-Fühl-Anfall bekommen. Te Papa Museum und danach Kino als bewährtes Heilmittel der Kunsttherapie angesteuert. Popcorn von bescheidener Qualität zu einem Drittel verspeist (was an ein Wunder grenzt). Wenigstens der Film war gut („True Grit“, es ist noch Verlass auf die Coen-Brüder).
- Zurück im „Studio“ TV-Fernbedienung verschwunden und DVD Player nicht funktionabel. Natürlich ist Rezeption nicht mehr besetzt, um irgendeine Hilfe zu leisten.
- Um 21:30 enttäuscht und desillusioniert unter zwei Schlummer-Schlücken Bundaberg Ginger Beer ins Koma gefallen.

Fazit: Ich will heim!!

Und ich habe noch ganze 4 Nächte hier gebucht.....



..... auf den zweiten Blick?

Immer noch Wellington

Während ich auf den hoteleigenen Mann für alle (elektronischen) Fälle warte, muss ich gestehen, dass Wellington und ich uns so langsam annähern. Ja, es mag am Wetter liegen, dass bei gefühlten 30 Grad und wolkenloser Sonne meine Laune allmählich steigt. Ja, wir hatten gestern einen denkbar schlechten Start erwischt. Nein, es war sicher keine Liebe

auf den ersten Blick. Vielleicht auf den zweiten. Oder dritten. Wir arbeiten daran.

An dieser Stelle möchte ich, da ich selbst wohl befangen bin, die Einschätzung Dritter zu dieser Stadt wiedergeben, die zuweilen auch liebevoll „Welliwood“ genannt wird:

„Wellington, die coolste kleine Hauptstadt“

„Es ist wahr, dass man hier nicht zufällig leben kann, man muss machen und sein, nicht einfach zusehen oder gar nur beschreiben. Dies ist die Stadt des Handelns, das Weltzentrum des Verbs“

(frei übersetzt, beide Zitate von öffentlichen Tafeln oder Spruchbändern in der Stadt)

In diesem Sinne habe ich heute gehandelt, mich auf die Socken gemacht und mir im wahrsten Sinne des Wortes dieselben platt gelaufen. Meine Füße sind ein schmerzender Brei, der für die nächsten 12 Stunden in keine Form mehr zu pressen sein wird. Kurzum: ich bin die gesamte, ca. 5-stündige Strecke rauf auf den Mount Victoria, wieder hinten hinunter nach Hataitai und Miramar und dann wieder zurück am Meer entlang nach Wellington gelatscht. Ich muss echt ein Rad abhaben. Besser hätte ich aber ein solches dabei gehabt. Aber nichts geht gegen eine ordentliche Bewegungstherapie für eine Patientin, die für depressive Verstimmungen anfällig ist.

Und wirklich: Wellington gewinnt enorm, sobald man den kleinen Wolkenkratzer-Schluchten-Winkel verlassen und sich entlang der Strand-Promenade zu den viktorianisch-geprägten Vororten gehandelt hat. Hier grüßt man sich wieder und ist nett zueinander, hier ist mehr Grün und Blau als betonfarbenes oder verspiegeltes Grau vorhanden, hier werden die Geschäfte süß und die Cafés individuell, die Attraktionen subtil und die Aussichten spektakulär. Und die Immobilienpreise mächtig. Manche verfügen über hauseigene Cable Cars, um bequem von der Garage an der Uferstraße hoch auf das Anwesen mit Meerblick zu gelangen.

Ich fürchte, dass auch Wellington eine dieser Städte ist, die man sich leisten können muss, die nur dann eine Prise ihres Charmes verstreuen, wenn man die passende Knete dazu besitzt oder zumindest eine berechtigte Hoffnung darauf, die einen aber ansonsten mit Schmackes entwurzeln und aus dem inneren Gleichgewicht heraus werfen kann. So wie New York. Oder auch Tel Aviv.

Aber wie gesagt: vielleicht tue ich Well-ington Unrecht und es entfaltet sein Well-being noch auf den zweiten Blick. Heute war schon einmal ein recht netter Anfang - der Marke ausbaufähig.



Traumfabrik à la NZ

Irgendwo zwischen Miramar und Seatoun, Nordinsel, Neuseeland

Einer meiner berühmt-berüchtigten Intuitionen folgend habe ich nun den mit schwerem Dressing angerichteten Salat: ich sitze bei einem fantastischen Abendlicht irgendwo am Ende der Welt, das Zentrum von Wellington und weitere Menschenseelen unerreichbar entfernt, und hacke diesen seltsamen Tag in Mr. Sony hinein, während ich mich gleichzeitig frage, wie ich wohl die ganzen Kilometer per pede wieder zurück schaffen soll.

Aber so ist das eben dieser Tage. Ich habe nahe am Wahnsinn und am Wasser gebaut, und so schafft es doch ein kleines Marketing-Filmchen der WETA-Studios, mich emotional komplett aus der Kurve zu tragen. Da sitze ich nun mit Gollum, King Kong, Lurtz und Co. in trauter Plastilin-Mehrsamkeit im WETA Cave und fange mit dem Schniefen an. Was ist nur mit mir los?

Eines habe ich auf der für heute gebuchten, ganztägigen Lord of the Rings-Location Tour schon gemerkt: ich bin gar nicht so ein eingefleischter Fan wie ich immer dachte. Andere sind viel obsessiver im Sich-beim-Filmszenen-Nachstellen-Fotografieren-Lassen, im Details-der-Locations-bis-ins-Letzte-Recherchieren, im Sich-Vorstellen-wie-es-wohl-war-als-die Aufbauten-noch-tatsächlich-standen. Mich langweilt das, zu meiner eigenen, größten Verwunderung. Isengarth, Bruchtal, Helms Klamm & Co – sie sind mir völlig schnurz.

Nein, was mich fasziniert und tief berührt, ist wie im leidenschaftlichen, kreativen, talentierten Kollektiv etwas entstanden ist und noch entsteht, das Andere wiederum bewegt und inspiriert. Etwas das grösser ist als die Summe seiner Teammitglieder. Das kreative Energien freisetzt. Herzen öffnet. Vielleicht auch ein klein wenig die Brieftaschen. Aber genau das möchte ich und genau das fehlt mir. Ich bin bislang den reinen Weg der Vernunft ohne große Leidenschaft für meinen Beruf gegangen, habe Freude nahezu ausschließlich aus der braven Erfüllung der mir übertragenen Aufgaben geschöpft, und den Künstler, der schon zu lange in mir verborgen haust, schmerzt das mittlerweile zutiefst. Er will da raus. Unbedingt.

Ist es zu spät dafür?

Rendell, unser drahtiges Energiebündel von einem Tour-Guide, ist erneut einer dieser passionierten Individualisten, die ich auf dieser Reise treffen darf. Jemand, der das zutiefst mag und liebt, was er tut. Er lebe in einem alten, ausrangierten Bus, erzählt er mir en passant, was viele Leute schon ziemlich seltsam fänden, und er habe auch schon einmal überlegt, ob er

nicht einfach für ein Jahr mit den Zigeunern mitziehen sollte, ein paar Kunststücke könne er ja. Warum also nicht? Das sei so ganz nach seinem Geschmack, immer unterwegs, immer der Nase nach, immer offen für etwas Neues und dabei keine Angst, deshalb ein einfacheres Leben zu führen. Eine echte Inspiration.

Man müsse darauf pfeifen, was andere sagen, entgegene ich ihm, das hätte auch ich schon für mich gelernt. Man habe sowieso schon bald wieder vergessen, worüber man sich eben gerade noch aufgeregt habe, meint er darauf, so wie heute Morgen, als unser Pick-Up an der i-Site absolut nicht funktionieren wollte und ich 20 Minuten zu spät zur Verabredung kam. Das Leben sei zu kurz und zu schade dafür, setzt er hinterher, um sich an solchen Nichtigkeiten aufzuhalten, stattdessen empfiehlt er mir, mich bei einem anbrechenden Sturm doch mal hoch oben auf einen der Wellingtoner Aussichtspunkte zu stellen und mich ordentlich dabei durchpusten zu lassen. Eine Idee so ganz nach meinem Geschmack.

Und dann sind wir auch schon wieder unterwegs, im Tourbus namens Figwit, während Rendell Anekdoten unter seinem wippenden Oberlippenbart kredenzt und Ideen für nachgestellte Film-Szenen aus seinem Köcher zieht. Elbenohren, Stich-Attrappen und Zauberstäbe inklusive. Mich als Elbin vor die Kamera zu lotsen, gibt er alsbald komplett auf. Frau Moehrle fühlt sich bekannter Massen nur hinter der Linse wohl. Doch mein Baby siecht erstaunlich uninspiriert vor sich hin. Nichts, dass es heute faszinieren würde.

Kein Wunder eigentlich. Denn das, was hier war, ist längst schon an uns vorbeigezogen. Der Film, die Crew, die Kreation, alles passé. Wir schwelgen in konservierter Vergangenheit, wenn auch in einem verflüchtigt schönen Stück davon, doch all das ist nur ein Echo, eine verflüchtigte Energie, eine winzige Dosis Nostalgie, verabreicht in leicht verdaulicher Form, die maximal für einen Tag anhält.

Das, was zählt, ist was heute ist, erkenne ich, das was real, begreifbar ist und echt. Und vielleicht das Morgen noch, das aus dem Jetzt entsteht - wenn man es zu erschaffen weiß.



Abschied

Auf der Interislander-Fähre zwischen Nord- und Südinsel, Neuseeland

Der Wind hat sich gedreht und mich nach Süden fortgeweht, weg von Wellington und seinen illusorischen Versprechungen, seinem aktionistischen Großstadt-Gewusel und seinem dosierten Wohlstands-Charme.

Ich wollte so gerne, dass es mir gefällt, dass es mich fesselt, berührt und mich zuhause fühlen lässt. Ich gebe zu, ich suche so etwas, ein neues Zuhause für eine neue Phase meines Lebens. Doch ich muss mir eingestehen, dass dieser Ort nur eine Einbildung dafür war, eine meiner Kopfgeburten, ein Platzhalter, eine mentale Projektion. Das Herz war in Wellington nicht daheim.

Aber dafür kann diese Stadt absolut nichts. Sie ist in vielerlei Hinsicht wie andere Großstädte auch, mit ihrer ganz eigenen Nuance, und vielleicht hat sie mir nur meine eigene Entwurzelung gespiegelt, in einer ihrer unzähligen Glasfassaden, hat mir meine eigene Abkehr von etwas gezeigt, das einmal wichtig für mich war und nun überhaupt nicht mehr ist, und dafür meine Suche nach etwas offenbart, zu dem ich mich ganz zugehörig fühlen kann. Nicht mehr die Anonymität und Metropolen-Energie, die einst so sehr mein Leben prägten, sondern die Verbindung und das Gemeinsamkeitsgefühl, das mir jetzt so schmerzlich fehlt. Aber genau durch diese Resonanz hat sie mir den einen Punkt gewiesen, um den es genau geht, und dafür danke ich dieser Stadt zutiefst.

So habe ich Abschied von Welliwood genommen und gleichzeitig von meinem treuen Mr. Red, der mich an der Fähre zur Südinsel leider verlassen muss. Als Adieu sind wir noch einmal durch das malerische Drumherum gezogen, von Miramar bis Seatoun und immer weiter gen Westen, durch all die wunderschön-warmen, einfach-entspannten, aber sicher immens teuren Holzhäuser-Dörfchen entlang des Meeres, umspült von der archaischen Kraft der Wellen, umsäumt von Boot, Leuchtturm & Co., und umhüllt von der Sonne eines herrlichen, sich in seiner Schönheit aalenden Sommernachmittags. Wir sind an Orten der ehemaligen „Mittelerde“-Events gesessen, haben einen Espresso im „Scorch-o-Rama“ eingenommen, gleich nebenan von Peter Jacksons ungeschütztem Haus und seiner wachsenden Immobilien-Sammlung, haben uns die Sonne ordentlich auf den Pelz brennen lassen, auf dem Rückweg bei den alten Herr der Ringe-Studios vorbeigeschaut und beim „Chocolate Fish“, der ehemaligen Stammkneipe der Stars, auf einen Fisch-Sandwich gestoppt.

Schließlich habe ich Mr. Red abgefüllt, gewaschen und ein wenig geknutscht, als Dankeschön für seine loyalen Dienste, in einer verdienten, kinoreifen Abschiedszeremonie, die sich ebenfalls gewaschen hatte. Ja, ich bin ab und zu sentimental und theatralisch. Aber dies ist auch meine persönliche Farewell-Tournee. Mittelerde hat für mich als Projektionsfläche ausgedient.

Am nächsten Morgen, am AVIS-Schalter des Interislander-Terminals, wundert sich der Angestellte noch, dass ich meinen Autoschlüssel so felsenfest umklammert halte. Ich liebe dieses Auto halt, antworte ich ihm, und würde etwas dafür geben, wenn ich ihn mit hinüber in den Süden nehmen könnte. Darauf schaut er mich mit einer Mischung aus Belustigung

und Mitleid an, aber das ist mir heute völlig egal, denn ich nehme mir das Recht, nach meiner Façon auch mal rührselig zu sein.

Mit der Liebe ist es eben so eine Sache, resümiere ich am Ende des Tages für mich: Manchmal muss man loslassen, was man lieb gewonnen hat, weil es nicht bei einem bleiben soll, aus welchem bescheuertem Grund auch immer. Und manchmal möchte man gerne etwas Bestimmtes lieben, weil es, wie man felsenfest meint, so unglaublich gut zu einem passen würde, doch es gelingt einem ums Verrecken nicht, genau das zu fühlen, was man so unglaublich gerne empfinden möchte. But such is life. And such is love.

In beiden Fällen hilft nur eins: vertrauen, dass es so, wie es kommt, das Richtige ist. Verdammt nochmal leicht gesagt.



In einer anderen Welt?

Tasman, Südinsel, Neuseeland

Nach dieser emotionalen Achterbahnfahrt habe ich mich ganze zwei Tage lang in die Arme eines luxuriösen Bed & Breakfast Anwesens begeben. Ich habe mich in sündhaft gesunde Frühstücke, heiße Badewannen unter Vollmondlicht und Pool-Plantschen bei 260 Grad Rundumblick zum Abel Tasman Nationalpark fallen lassen und doch tatsächlich den ersten waschechten Kiwi-Gastgeber erlebt.

Stan, eine rundum sympathische, bescheiden-ruhige, schlaksig-große Erscheinung, der eine gewisse Ähnlichkeit zu Wallace von Wallace & Gromit aufweist, hat mit seiner britisch-stämmigen Frau Jenny vor 5 Jahren hier ein stylisches, unbritisches Haus hingestellt, auf einer Anhöhe, die nach Aussage beider „Liebe auf den ersten Blick“ gewesen sein muss. Leicht nachzuvollziehen, denke ich mir, und fühle mich umgehend daheim, leider nur für die Dauer von 2 Tagen, denn dann ist das kleine „Whakatutu“ komplett ausgebucht.

Jenny gesteht mir während der Familien-Pizza-Back-Aktion, dass sie von dem postmodernen Stil zunächst nichts sonderlich begeistert war, sich nun aber völlig glücklich hier fühlt. Man merkt diesem Ort ihre schöne Energie sofort an, werde ich ihr zum Abschied sage, es ist, als ob man Ruhe, Harmonie und Frieden inhaliere. Während Stan stolz seinen Pizzaofen Marke Eigenbau belädt, erfahre ich noch so einiges mehr. Dass der Name des Hauses, Whakatutu (=etwas bauen), von Stan's Maori-Urururgroßmutter stammt, und dass er und Jenny früher echte

Großstadtmenschen waren, bis eben just zu dem Moment, als die Liebe zu diesem Ort zugeschlagen hat.

Ja, so kann das mit einem Ort passieren, philosophiere ich und frage mich, was das Schicksal mir wohl zuflüstern will. Ich hoffe, dass mir Ähnliches widerfahren wird. Ein echtes Zuhause. In mir.



Exkurs: Im Abel Tasman National Park

Ich genieße den angenehm erdenden Tag im Abel Tasman National Park, wo ich auf Stan's Empfehlung hin von Kaiteriteri aus ein Boat Taxi zum Bark Bay nehme und den wunderschönen, aber leichten und nach dem bisher Erlebten nicht weiter aufregenden Track bis zum Torrent Bay hinüber wandere. Unnötig zu sagen, dass man an einem wolkenfreien, sonnigen Samstag wie aus dem Bilderbuch alles andere als allein dort ist, und auch die Wasserpest in Person namens „Jet Ski“ tritt unangenehm akustisch in Erscheinung.

Bleibt noch ein kurzer Chat mit der unermüdlichen Frohnatur Mark, der uns übersetzt und mir erzählt, dass außer in den 4 Monaten im Sommer hier die Bürgersteige komplett hochgeklappt sind. Und dann endlich wieder ein kleiner Fotoanfall, als die gewaltige Ebbe einsetzt und die Werke der besten Künstlerin dieser Erde enthüllt: Mutter Natur. Ich bin restlos begeistert von den hingezauberten Holzskulpturen, den Myriaden von Muschelbewucherten Steinansammlungen und den winzigen Wasser-Fundstücken in Form von Babykrebse oder Juniorfischen. Oder ein Paar vergessener Jandals.

Auch der Mensch versteht es offensichtlich, „hohe“ Kunst zu erzeugen. Ein wirklich kreativer Tag.



Verstecktes Juwel

Cape Foulwind, Südinsel, Neuseeland

Das Leben ist so reich an Preziosen, wenn man sich nur in es fallen lassen kann. Die schwerste Lektion von allen, zumindest für jemanden wie mich, der es gewohnt ist, alles fest im Griff und unter Kontrolle zu haben. Alte Managerkrankheit. Aber etwas will mir wohl zu meinem eigenen Besten gerade die fest verkrallten Finger öffnen, mit Gewalt und einen nach dem anderen, wenn es denn unbedingt nötig ist.

Gestern bin ich einfach aufgebrochen, ohne Buchung, ohne Ziel, ohne Plan, und dann ist plötzlich dieses Motel vor meiner Nase aufgetaucht. Ich bin müde und es sieht gut aus, also berherzt das Portmonnaie aufgemacht und am Cape Foulwind/Westport eingecheckt. Sehen Sie, Frau Moehrle, so leicht geht das.

Ein paar Meter weiter, auf der ersten Erkundungstour, öffnet sich vor mir der Blick auf eine Felsenküste, die der Fotografin in mir schlicht den Atem verschlägt. Von der Strasse kaum zu sehen, schon gar nicht für die direkt zur Seehund-Bank eilenden Camper, Busse und Vans, führt ein einsamer Trampelpfad hinunter zum Meer, in eine Bucht, die in meinen kühnsten Fantasien nicht schöner und menschenleerer sein könnte.

Die Ebbe enttarnt ein Juwel nach dem anderen, spült die muschelbewucherten Steine und die in langen, felsige Streifen geformten Wasserkanäle frei, wirft das Auge auf unbeschreiblich skurrile Holzskulpturen, die das Meer angespült hat, und enttarnt grün-bemooste Felsspalten, -löcher und -höhlen in all ihren irrwitzigen Formen, behutsam von den täglichen Streicheleinheiten der Wellen kreierte. Dutzende von Seesternen haben sich unten an die kleinen Felsen festgekrallt und ihr Hellrosa bis Glühend-Orange leuchtet nun gegen das tiefe und matte Grauschwarz der Steine an. Manche Brocken haben ein schwefelfarbenes Gelb angenommen und wirken auf dem dunklen Sand wie abgelegte Riesen-Eier einer außerirdischen Lebensform. Es ist ein wilder, unwirklicher und absolut fantastischer Ort.

Immer weiter zieht sich das Meer zurück und hinterlässt einen unwiderstehlichen Strand aus schwarzem Sand, auf dem leuchtend weiße Steine und Äste jeder Größe besser als in jedem Dekorations-Handbuch illustriert ruhen. Sonne und Wolken kreieren in genialem Zusammenspiel Farben, Schatten und Licht, die sich mit jeder Sekunde zu wandeln scheinen und von der man möglichst keine einzige verpassen will.

Kilometerweite Endlosigkeit. Süchtig machender, rauher, unangetasteter Charme. Durchdringendes Rauschen, das keine anderen Laute zulässt. Salzige Fluten, die erkundet werden wollen. Ob von Robbe oder Mensch, darauf kommt es hier nicht im Geringsten an. Solange man nur die Herrschaft von Königin Natur anerkennt.

Ich bekenne mich zu einer ihrer Jüngerinnen und sprinte los, zum wiederholten Mal in Unterwäsche, weil diese Pracht für den Bikini viel zu überraschend und archaisch daher kommt. Nur die Möwe schaut mich leicht skeptischem aus ihren Knopfaugen an, aber soll sie ruhig. Ich lasse mich begaffen, trocknen und bescheinen, und dann warte ich auf das Licht, dieses ganz besondere Licht, das mein Baby inspiriert und zum Jubeln bringt, und ich werde diese Übung noch so viele Male absolvieren, nach

einem Corona im lokalen Pub am Abend, oder unter fachmännischer Begleitung meiner neuen Freundin, der Border-Collie Hündin Meag.

Plötzlich stand Meag da, folgte mir einfach auf dem Pfad herunter, nachdem ich sie oben kurz angekrault habe, preschte voraus und drehte sich um, als ob sie mir sagen wolle, wo bleibst Du denn, und dann fegte sie los und jagte euphorisch Möwen, in diesem melancholisch-grau-bläulichen Abendlicht, buddelte Steine aus und holte sich bei mir Streicheleinheiten ab, und wurde zu meiner kongenialen Komplizin, zu einem Spiegel meiner eigenen, unverhohlenen Freude an diesem Juwel und dem Leben an sich.

Ich könnte der Natur kaum dankbarer für diese Erfahrung sein. Bei Meag habe ich mich mit einem Leckerli und einem liebevollen Knutsch revanziert, bei Mutter Natur mit einer tiefen Verbeugung und meinem inzwischen schon klassischen, besonderen Lied.

Ich habe nichts Besseres zu geben als das. Bis morgen früh, my love.



Die Erde bebt

Franz Josef Glacier, Südinsel, Neuseeland

Es gibt Tage, da sind die Antworten dramatisch. Da wird eine einfache Frage, ein kleiner Schluckauf an Angst, ein leichtes Schwanken in der Entscheidung mit einer Klarheit retourniert, die die Zweifel wie Zahnstocher im Sturm wegfegt.

Heute ist so ein Tag. Ich fahre, grüble, selbstbemitleide mich ein wenig, bei heftigen Regenschauern entlang der zerklüfteten, rauen, spektakulären Küste, unter Windböen und ebensolch wilden Gedanken, stelle drängende Fragen, sende das ein oder andere Flehen, und dann wandelt sich plötzlich die Stimmung, aus dem Radio tönt nicht mehr der übliche Brei, aus aktueller Popmusik und Klassiker-Konserve, da setzen aufgeregte, intensive, gebrochene Töne ein, ich drehe lauter, und es lässt mich nicht mehr los: in Christchurch ein Erdbeben der Stärke 6,3!

Geschockte, sich krampfhaft an etwas festhalten wollende Stimmen. Fetzen von schwarztriefendem Galgenhumor im Augenzeugenbericht. Durchbrechende Verzweiflung, Mühe, am Telefon die Haltung zu bewahren, Panik, als während eines Live-Telefonats das erste Nachbeben einsetzt.

Wo sind die Kinder, der Mann, die Eltern, die Freunde? Warum habe ich nicht auf meinen Sohn gewartet, als er heute beim Zahnarzt war? Wie

komme ich zum Bürogebäude durch, wo mein Mann heute gearbeitet hat? Wie kann ich etwas aus unserem Haus retten, dessen Mauer gerade krachend eingestürzt ist? Wo schlafe ich heute Nacht? Wie soll es weitergehen? Oft ist gar nichts mehr da, nur noch das nackte Leben und die schmutzigen Klamotten am Leib. Und manchmal nicht einmal das.

Der Radio-Moderator bleibt sachlich und ruhig, spricht mit Rettungskräften, Krankenhäusern und Notfalldiensten, gibt Telefonnummern, Adressen und Hinweise durch und versucht immer wieder, den Anrufern Mut zu machen. Die Profis am Hörer verlegen sich auf beruhigende Nüchternheit, die Helfer auf die lindernde Aktionismus-Strategie. Und die Betroffenen haben ihre emotionale Achterbahnfahrt zwischen Hoffnung, Erlösung und Gewissheit zu meistern. Eine, die ein Außenstehender wie ich nicht im Geringsten nachvollziehen kann.

Und die Zuhörer? Die sind in diesem seltsamen Raum zwischen Oh-mein-Gott-die-armen-Menschen und Zum-Glück-ist-mir-das-nicht-passiert gefesselt. Andere, vor allem vor Ort, befinden sich dagegen im Zustand von Mir-geht-es-gut-was-kann-ich-tun. Und dann gibt es noch die, die cool die Gelegenheit für die Umsonst-Beschaffung nutzen. Die Geier.

Der Mensch ganz auf das Rohe und Ursprüngliche reduziert.

Was zählt, wenn uns die Erde unter den Füßen bebt? Was ist der erste Gedanke, und welcher der letzte? Wie viel von meiner Sorge gilt noch Sachen, materiellen Dingen, wenn es um Alles geht?

Die Betroffenen vor Ort wissen die Antwort schon. Und auch ich werde sie, gerade 150 Kilometer weiter, sehr bald wissen. Und bete, dass ihre Hoffnungen sich erfüllen mögen.

Wie schnell sich das Leben drehen kann. Wir sind alle nur Zahnstocher im Sturm.



Der Tag danach

Immer noch Franz Josef Glacier

Seit Stunden dieselben Bilder.

Aus der Anonymität gezerrte Gesichter, exemplarisch vor die Medien geschleift. An Voyeurismus grenzende Filmberichterstattung. Das Drama, das sich so deutlich in den Augen der Betroffenen abspielt. Wann ist es richtig abubrechen oder gar die Kamera komplett wegzulassen?

Dann wieder kleine Gesten, die den Betrachtern alles sagen. Ständig neue Varianten, die Verantwortlichen zu fragen, was sie doch noch nicht wissen können. Die traurige Statistik, die Drama quantifizierbar machen soll. Wird es dadurch greifbarer, konkreter, irgendwie?

Politiker-Reden an die Nation und an die Betroffenen des Geschehens. Was müssen die Adressaten hören? Und was brauchen sie am meisten in diesem Moment? Luftaufnahmen zur Illustrierung des Desasters. Internationale Anteilnahme, offiziell gemacht. Wer weiß um die Tapferkeit jenseits dieser Medienwirksamkeit? Die Katastrophe zwischen TV-Schlacht, Bilder-Organie und Mitfühl-Mission, und ich als Tourist allein davor. Im erfolglosen Versuch, sich in das Udenkbare zu denken. Geht nicht. Muss es vielleicht auch nicht. Ich spüre diesen Sog des Fremdschicksals, der hier zur Schau gestellt wird. Und schalte ab, beschämt.

Ich muss hier raus, entscheide ich. Am Himmel dringt ein Fetzen Blau durch das fette Wolken-Dickicht durch. Ich breche auf, ohne Gedanken, ohne Plan, immer dem Fetzen nach, einfach nur so, und lande in einem kleinen Ort, als sei ich von Zauberhand geführt worden. Okarito im Westland National Park ist Zuchtgebiet für Kiwi-Tiere und Regenwald in Reinkultur. Ich stapfe los, auf dem Trig Walk und noch weiter, im trekking-unfähigen Stadtoutfit, ohne Wasser, Timberlands und Sonnenschutz, denn mein Planer-Hirn ist völlig außer Kraft gesetzt. Die Emotionen liegen blank in mir, ich laufe in Trance. Die wenigen Entgegenkommenden haben sicher ihren Spaß, denke ich noch, aber am Ende ist mir das schnurzegal.

Das Wandern tut der Seele gut, es beruhigt mich, erdet und belebt. Ich komme ans Ziel, zu der 3-Mile Lagoon, als sich die Flut gerade ins Land hinein schieben will. Ihr Rauschen, wenn auch kraftstrotzend und wild, ist wie eine Entspannungsmusik für mich. Der Track begeistert nicht wie andere, durch spektakuläre Höhepunkte vielleicht, nein, er geht ganz tief in mich hinein, gerade wegen seiner Ursprünglichkeit.

Meine Schritte werden stark, nur noch Takt und Herzschlag höre ich, und mein Kopf hat endlich diese selige Leere, nach der ich so lange umsonst gesucht habe. Drei Stunden und eine Badewanne später fühle ich wieder etwas Frieden in mir. Und dann wird er umgehend gestört.

Geräusche in dem von mir nur teilweise bewohnten Haus. Ein Stück von mir ist angenervt, will die Gesellschaft nicht, urteilt vorschnell und macht sich zu. Ein Fehler wie sich zeigen wird. Denn wie das Leben es so will, zieht ein Teil einer Familie aus Christchurch ein - und macht mir dadurch klar, was stundenlanges Fernseh-Schauen nicht zu sagen vermocht hätte. Die Ruhe selbst sind alle drei, die alte Dame vor allem, keine Sorge wie es wohl um ihre Bude steht, kommt über ihre Lippen, sie wird es bis zu unserem Abschied nicht erfahren und das ist ihr offensichtlich nicht im geringsten wichtig. Sie ist mit ihrem Lieblingsbruder und einem der 4

Söhne unterwegs, was schon lange zuvor geplant gewesen war, noch vor irgendeiner Beben-Warnung, und – mit aktuellem Wissen – absolut genial getimed.

Der Status der Familienschar im Krisenherd ist zum Glück abgeklärt, alles soweit am Leben und ok, alles andere zählt für diese drei betroffenen Menschen schlicht nicht. Kein Wort über Verluste, Schäden oder Dinge, während unserer intensiven, schönen Konversation. Stattdessen laden sie mich zum Essen ein, in ein pittoreskes Restaurant am Ort, wir reden über Weltwirtschaft und ihre Macken, Kohleförderung und ihren Nutzen, Milchfarmen und ihre Größe, Rentenstruktur in Deutschland und NZ, Israel und Libyen, Kate und William, blöde Nachbarn und die Gastfreundschaft von Kasachstan. Und später sitzen wir stumm gemeinsam vor den Bildern, die wir zum x-ten Mal gemeinsam ansehen.

Ob es für sie anders ist?

Ihren Gesichtern nach zu urteilen kaum, an diesem schweren Tag danach. Denn das, was für sie zählt, ist heil geblieben.



Genießen ohne Reue?

Von Franz Josef nach Lake Wanaka, Südinsel, Neuseeland

Am frühen Morgen kommt Franz Josef, seines Zeichens Gletscher, doch noch in Stimmung. Bislang hat er den Versuch von mir verschmäht, ihm den gebührenden Besuch abzustatten, egal ob aus der Luft oder zu Fuß, nur um seinem eiskalten Antlitz irgendwie nahe zu sein. Auf eine bestimmte Weise war das sicher richtig so. Denn wie rechtfertige ich vor mir selbst, mir einen 300 NZ Dollar-Höhepunkt zu gönnen, während man woanders Tote birgt und Menschen um ihr Leben und ihre Lieben zittern?

Also habe ich losgelassen. Und wie so oft im Leben wird das Schöne durch diesen Akt erst möglich. In Windeseile springe ich aus dem Bett, als ich am Morgen meines Abreisetags einen Fetzen Sonne durch mein Fenster hindurch erspähe, wohl wissend um die Launigkeit von seiner Hochwohlgeboren Mr. Franz J.. Nach ein paar lieben Worten an meine Christchurchianer und dem Email-Adressen-Austausch sprinte ich wie angestochen auf zum lokalen Air Travel Büro und habe tatsächlich Glück. Ein klitzekleines Zeitfenster von halbwegs gutem Wetter, bevor die nächste Wolkenfront anrückt. Ich interpretiere das einmal als Gunst des Universums, was mir diesen Genuss gewissensmäßig möglich macht.

Es folgen unvergessliche Minuten hoch über dem Gletscherparadies der Grand Traverse. Südalpen vom Co-Pilotensitz aus, Höhe ca. 11.000 Fuss. Manchmal ist es gut, Alleinreisende zu sein, meint Tony, unser Pilot, mit einem Augenzwinkern zu mir. Wie sonst hätte ich die Ehre bekommen, ganz vorne neben ihm zu sitzen, stilecht mit den Co-Piloten-Kopfhörern auf meinen roten Ohren.

Nur der Lärm der Bordmotoren kann meine Begeisterung noch übertönen. X-millionenfaches WOW. Atemberaubende Schönheit ganz hoch über all den Sorgen dieser Welt. Betörendes, glitzerndes, immer bestehendes Weiß, ein Hauch von zeitloser, ewiger Unschuld, wenn auch am Ende sicher nur eine Illusion. Mannigfaltige Gletscher-Gipfel und die Faszinationen von Abermillionen an eisigen Formationen. Endlose Weite, Freiheit der Gedanken, Fluchtpunkt weg von all dem Schmerz. Baby mag nicht stillstehen und meine Seele findet ihre Linderung. Der Flug ist jeden einzelnen Penny Wert. Voller Euphorie bleibe ich unten im Dorf noch hängen, nur um wieder unverhofft in meine Drei aus Christchurch hinein zu laufen, was für ein Segen. Das Frühstück zahle diesmal ich, bemerke ich am Ende stur, und ich bin wirklich gerührt, als die alte Dame, die meiner verstorbenen Lieblings-Oma so sehr ähnelt, mich zu sich nach Hause einlädt. Wenn es denn wieder steht und ich mal in der Nähe bin. Unglaublich.

Ist es nicht das, worauf es im Leben ankommt? denke ich noch für mich. Die Schönheit einer einfachen Begegnung, ganz pur von Mensch zu Mensch.



Ein kleines Wunder

Wanaka, Südinsel, Neuseeland

Etwas Unerwartetes ist heute geschehen:

- 1) das erste Baby nach dem Beben ist kerngesund in Christchurch auf die Welt gekommen, und
- 2) nach wochenlangem Reisen - von Deutschland, Israel, Sri Lanka, Bangkok bis hierher – erlebe auch ich so eine Art Geburt: ich habe einen Ort gefunden, an dem ich ganz tief Ruhe empfinde.

Ich kann es kaum beschreiben, wie friedvoll er mich fühlen lässt. Wie eine schwere Energie, die keine Last darstellt, die die Füße auf die Erde drückt und dem Kopf den Raum lässt, sich seinen Ideen hinzugeben. Sie macht mich müde auf eine Art, die das Mich-Völlig-Fallen-Lassen möglich macht.

Den Moment genießen und das Einfache zelebrieren. Sie fließt gemächlich vor sich hin, mit größter Selbstverständlichkeit. Sie drängt sich nicht auf, treibt mich nicht an. Christina abgebremst auf Hier und Jetzt. Mein Körper ist Zuhause, mein Herz hört sich zufrieden an. Und offen, sich jetzt zu verbinden, was einem kleinen Wunder gleicht.

Wanaka - „Reinigung der Seele“ oder „Heilung“ auf Maori. Oder „Lernen“, wie mir Carol, die Bed und Breakfast Dame, sagt. Sie ist seit ihrer Kindheit hier und weiß um diese ganz besondere Energie. Gerade 3500 Seelen leben hier auf Dauer, was mich am meisten irritiert, bin ich doch Stadtmensch durch und durch, so dachte ich - bis jetzt - doch langsam schwant mir, dass etwas sich in mir verändert hat, und vielleicht neue Wege vor mir stehen.

Um das Mysterium abzuklären, ist die Millionenfrage gut: was stelle ich beim Lotteriegewinn ab jetzt mit meinem Leben an?

Ein Bild formt sich vor mir, mehr als Gefühl: ein nettes Studio, hier am See, mit meinen Hunden, meinem Kerl, dem Schreiben und der Fotografie. Und dem Café für den Moment allein, wie ihn Herr Schopenhauer definiert. Eine Verschnaufpause nur? Ein Traum? Oder echte, dauerhafte Energie?



Von einer, die aufbrach

Te Anau, Südinsel, Neuseeland

Während sich in Christchurch traurige Gewissheit einstellt, da ein weiterer Tag ohne gefundene Überlebende vorüber gegangen ist, sowie heftige Stürme drohen, all den Dreck und Staub und Mist aufzuwühlen, bin ich aufgebrochen, um.....

.....ja, warum eigentlich?

Die banale Reaktion des realistischen Pragmatikers in mir: Na, weil ich nur noch 12 Tage in NZ übrig habe und ich mich gerade einmal bis zum Südwesten der Südinsel vorgearbeitet habe. Es ist Eile im Programm.

Die tiefergehende Einschätzung meines analytischen Skeptikers: Weil herausgefunden werden muss, ob dieses Wanaka-Gefühl transportierbar oder nur ein kurzfristiges, fröhliches Traumgespenst ist.

Die allesumfassende Antwort meines spirituellen Beraters: Weil meine Seele auf die Reise will, solange bis ich da angekommen bin, wo sie mich haben will.

So habe ich also den Frieden Wanakas verlassen, seine Kleinstadtgelassenheit, seine nächtliche autofreie Stille, seine „Aspiring“-Gletscheraussichten, seine Hängebrücken-Wanderwege, seinen klaren, blauschimmernden See, seine Schotterpisten mit Bachüberquerung, seine Vorfahrt für Schaf-, Kuh- und Hirsch-Herden, sein Hundegewusel, Kaffeetassengeklimper und Segelbootflattern, seine Shop-Geschäftigkeit, Outdoor-Orientierung und Radler-Anziehungskraft, seine Scones, Espressi und Lachs mit Dillsauce-Gerichte. Und sein wunderbar skurriles Paradiso-Kino.

2 Stunden in Queenstown, 1 Stunde weiter gen Süden, haben genügt, um mich von der korrekten Wahl meines nächsten Ziels zu überzeugen: die Fjordlandschaften von Milford Sound und Doubtless Bay, von der selbsternannten Trekking-„Metropole“ Te Anau aus. Und wehe der Reiseführer lügt! Ich sage nur: 3 Stunden Gegurke durch gefühltes Nichts.

Heute, in Te Anau angekommen, erwarten mich erst einmal Tonnen von Flyern, Millionen von Tourangeboten, und Tausende von Glühwürmchen als Einstiegsprogramm. Zum Glück wühle ich mich mit wachsender Expertise durch dieses Dickicht an Gelegenheiten hindurch, mir und anderen Touris das Geld aus der Tasche zu ziehen.

Einmal per Schiff zur Glühwurm-Höhle, 35 Minuten durch sie hindurchkriechen und mit dem kleinen Holzboot im Dunklen gleiten und staunen: 35 Euro (check).

Eine Charter-Busfahrt mit multiplen Fotostopps in lautstarker, fachkundiger Begleitung und im Kreise kommunikativer, internationaler Gruppen-Gäste mit anschließender Tagesschipperei auf einem alten Schoner durch den Milford Sound: 85 Euro (no!).

Individuell dahin fahren, die Fotoziele autark und das Boot spontan je nach Wetter wählen und die Bus-Gesellschaft sich selbst überlassen: 40 EUR (check).

Eine Übernachtung auf einem Schiff mit Kreuzfahrt durch die Doubtless Bay inklusive kuscheliger 6er-Bettkajüte mit freundlichen Fremden und gemeinsamer Schnell-Dusche: 350 Euro (no!).

Das Überteuerte, Unnötige daraus aussortieren und sich rundum wohl mit dieser Entscheidung fühlen: unbezahlbar!
Zum Glück habe ich meine MasterCard.



Un-Wetter

Immer noch Te Anau, Fiordland

Es gießt und stürmt und wettert von der ungemütlichsten Sorte. Umso dankbarer bin ich für eine Reihe von Dingen:

- Meinen treuen und durch nichts zu erschütternden Mr. Gold, seines Zeichens Südinsel-Nachfolger von Mr. Red, der mich gestern dank der großen Fahrfreude doch noch so weit gebracht hat, dass ich trotz Dauerregen die 2 Stunden bis zum Milford Sound gegurkt bin.
- Mutter Natur, die ein Erbarmen hatte und auf der 1 ½ Stunden langen Bootsfahrt durch das Fjord zumindest zeitweise Sonne, Robben und Wasserfallduschen zur Auflockerung des Wolkenschleier-Programms vorbeigeschickt hat.
- Meinem Baby, das angesichts der Diskrepanz zwischen spektakulärem Foto-Potenzial und trübseliger Realität der Aussichten recht Beachtliches und Sehenswertes vollbringen konnte.
- Meiner Motel-Unterkunft, die neben einem absoluten Mega-Schlafkoma-Bett eine waschechte Spa-Badewanne inklusive wohltuenden Blubberdüsen aufweist.
- Dem Olive-Café, das mir jeden Morgen einen beachtlichen, leckeren Stapel von Pancakes mit Blueberries zaubert.
- Meiner Intuition, die mich eine weitere Nacht hier hat buchen lassen, während sie sich hartnäckig weigerte, eine geführte Wander- oder Bootstour festzumachen, welche eine einzige Wasserschlacht geworden wären.

Ich gebe es zu: ich bin ein Schönwetter-Mensch, Schönwetter-Wanderer, und Schönwetter-Ausflügler. Ich bekenne mich schuldig im Sinne der Anklage und erwarte demütigst mein zutiefst verdientes Urteil. Ich erstarre in Ehrfurcht vor den Milford- oder Kepler-Track-lern, die bei diesem Sauwetter mit komplettem Rucksack durch den Fiordland National Park stapfen, über die Felder rutschen, durch Wald und Farn schlittern und sich nachts in den Hütten vergeblich versuchen, trocken zu rubbeln. Geschweige denn 3-5 komplette Tage nichts zu tun als zu laufen. Mein persönlicher Rekord liegt derzeit bei 3 ½ Stunden. Flachland. Nicht der Hauch eines Anstiegs. Wander-Weichei!

Aber man muss eben zu dem stehen, was man ist. Das wird mir mit jedem dieser Reise-Tage allein in trauter Ein-samkeit klarer. Nicht selten ernte ich in dieser doch recht britisch-geprägten Kiwi-Kommunikations-Kultur seltsame Blicke, wenn ich – ganz nach israelischer, extrovertierter, warmherziger Manier - ein Schwätzchen initiere, mit Café-Personal, Motel-

Besitzern, Shop-Verkäufern, Mit-Reisenden und Tour-Anbietern, und mir die Gesichtsausdrücke und Stimmlagen vieler dieser Leute diese so typisch-britisch-distinguiertere, oberflächlich-korrekt-höfliche, aber doch unterschwellige Was-ist-das-für-ein-seltsames-Wesen und Hoffentlich-hört-sie-bald-auf-zu-reden-ich-hab-was-Besseres-zu-tun Irritiertheit spiegeln.

Aber ich halte zu mir. Für andere seltsam zu sein ist mir immer noch lieber, als mir selbst fremd und nicht ganz geheuer zu sein. So sage ich heute, nach mehr als 20 Jahren hartem Lernprogramm dahingehend. Es war ein langer, steiniger, steiler Weg, den ich gegangen bin. Ein Wanderer im anderen Sinne, einem, der mindestens genauso zählt, am Ende, wenn nicht noch mehr. Und so gönne ich es mir eben, ein Un-Wanderer und Un-Wissender, ein Un-Angepasster und Un-Williger, und ein Un-Wesen im hiesigen Un-Wetter zu sein. Ich widme mich stattdessen ganz Baby, Mr. Sony und den anderen kongenialen Mistreitern in meinem beherzten Anderssein.



Ein traumhafter Tag für Mrs. M.

Dunedin, Südinsel, Neuseeland

Obwohl ich spürbar das Ende meiner Aufnahmefähigkeit erreiche, bin ich zu einer letzten Runde durch Neuseelands Süden aufgebrochen: auf die schier endlosen, fantastischen 440 Kilometer der „Southern Scenic Route“ bis zum quirligen, studentischen, schottisch-geprägten Dunedin.

Und ich musste loslassen, wieder einmal: schweren Herzens habe ich mich zu einer touristischen Lücke rund um Christchurch und Teile des Ostens durchgerungen, zum einen weil es sich nicht richtig anfühlt, Leute, die ganz andere Sorgen haben, mit mir dummem Touri zu belasten, geschweige denn noch sensationslüstern durch die Zerstörung zu stapfen oder auf andere Weise (z.B. flugtechnisch) im Wege zu stehen, zum anderen, weil ich schlicht und ergreifend nicht mehr kann. Mein Herz will nur noch heim, wo auch immer das ist, es ist des Reisens momentan müde, und so werde ich diesen so tiefgehenden, traumhaften und transformierenden Trip dort zu Ende bringen, wo er sich am wohlsten angefühlt hat: mit ein paar letzten entspannenden, seelenreinigenden, heilenden Tagen in Wanaka. So zumindest der Plan.

Wie immer, wenn man etwas loslässt, kann es plötzlich zu großer Form auflaufen. Der gestrige Tag auf der Southern Scenic Route verdient wahrlich das selten vergebene Christina M.-Prädikat „traumhaft“, was nicht zuletzt an einem für den leidenschaftlichen Fotografen in mir fantastischen Licht gelegen hat. Farben wie aus dem filmischen Skurrilitäts-Kabinett

eines Tim Burton oder der überzogenen, polarisierenden Palette eines nächtlichen Traums. Intensives Strahlen wie aus Hunderten von hochkonzentrierten Studio-Scheinwerfern. Kontraste wie durch Kamera-Spezialfilter oder passioniertes Photoshopen kreiert. Kein Grün war je saftiger, kein Blau je klarer, kein Braun je wärmer und kein Rot je leuchtender als an diesem traumhaften Tag.

Überraschende Entdeckungen im atemberaubenden Minutentakt. Ein pittoreskes, mit altem Plunder und Antiquitäten vollgestopftes Café mitten im kilometerlangen Nichts. Eine einsame Landschaft nur mit Telegrafmasten gesäumt, wie eine lebende Illustration des epischen Dire Straits Songs „Telegraph Road“. Naturschauspiel in allen denkbaren und unvorstellbaren Facetten. Geniales Zusammenspiel von Berg, Tal und Meer, Fauna, Flora und Mensch, Farbe, Form und Kontrast. Zigfache Straßenstopps, die immer noch weniger zahlreich sind als all die gedanklichen Aha-Augenblicke. Mr. Gold, der die Geduld seines kurzen 4000km-Lebens aufbringen und stundenlanges Gegurke aushalten muss. Baby, die nicht mehr von meinem Schoß und meinen Armen weichen will. Augen, die nicht wissen, ob sie nun streng auf die Strasse oder das Nebendran fokussiert sein sollen.

Und dann Dunedin, auf den ersten Schritt schon wohlig-schön, lebendig-leicht und freundlich-frech, im warmen Abendlicht und sommerlicher Brise, und dann will ich nur noch raus aus dem bisher erforderlichen Fjordland-Fleece und rein in T-Shirt, Shorts und Flats.

Und nachts? Ein so intensiver, klar erinnerbarer Traum, dass die Konturen zur Realität total verwischen, und ich mich nur noch verwirrt frage: was ist nun echt und was nur Traum? Es ist sehr schwer zu sagen, an diesem Traum von einem Tag.



Gut geschüttelt und gerührt

Im Zug von Dunedin nach Pukerangi und zurück, Südinsel, Neuseeland

Mit satten 25 Sachen pro Stunde eiert der alte Eisenbahnwagen mit mir und ein paar weiteren nostalgischen Mitreisenden durch das Taieri Gorge Tal und lässt so etwas wie Pioniergefühl aufkommen. Die Luxusversion davon. Denn wie die Schienenlege-Jungs dieses arbeitsintensive und lebensgefährliche Werk vollbracht haben, möchte ich mir im Detail gar nicht vorstellen müssen (11 Tote durch Steinschlag!). Auf jeden Fall war es mit Sicherheit deutlich unbequemer als mein Gefühl, für die Dauer von vier

Stunden in einem Cocktail-Shaker gelandet zu sein. Und das völlig freiwillig.

Doch das Rütteln hat seinen Reiz. Noch kurz Nikon-sei-Dank für eine gute Anti-Shock-Elektronik und schon lassen Baby und ich uns bei ordentlichem Fahrtwind auf der winzigen Außenplattform zwischen den Wagons durchpusten und von links nach rechts und umgekehrt verladen. Wir folgen mit unseren Augen den schwindelerregenden Metallbrücken und Viadukten, den ehemaligen Goldgräber-Claims und Eisenbahnbauer-Hütten, und den vielen, tiefen, hypnotisierenden Schluchten des Taieri-Flusses ganz tief da unten, unter der perforierten Metallplattform, auf der unsere Füße mehr oder minder ruhen. Nur noch ein Japaner und ein Schotte sind genauso wahnsinnig wie wir. Der Rest lümmelt distinguiert auf den bequem gepolsterten Abteil-Sitzen herum, verspeist gemütlich die kleinen Bordcafé-Labsale, oder gönnt sich seinen gepflegten, britischen Afternoon Tea.

Zeit, die Sekunden und die Landschaften vorbeiziehen zu lassen und sich zu vergegenwärtigen, was für ein verdammter Glückspilz man doch ist. Vor allem gestern, bei dem „Wildlife“-Ausflug auf die Otago Halbinsel, die direkt vor Dunedin vorgelagert ist, muss das Schwein meine Tour verfolgt haben wie ein ebensolches auf wochenlangem Nahrungsentzug. Noch vor wenigen Tagen erzählte mir ein Pärchen im Bed & Breakfast in Wanaka, wie es mehr als 2 Stunden mit ihrem Guide durch Dauerregen gestapft und gebibbert sei, nur um am Ende einen einzigen, winzigen Pinguin in freier Wildbahn zu erblicken. Auch im Otago-Albatros-Zentrum werden wir vorgewarnt, dass die Gruppe vor uns so verdammt glücklich gewesen sei, immerhin einen (!) Albatros auf Abendrundflug erspäht zu haben. Dasselbe Ritual wird uns vor jedem der 4 großen Wildtier-Beobachtungs-Standorte zuteil, an der felsigen Haustür von Großfamilie Robbe, am Strand-Eingang des Single-Apartments Seelöwe, beim Anklopfen am benachbarten Camper-Paradies Gelbaugen-Pinguin und auf Stippvisite auf der Geburts-und Babystation der Außen-Kolonie Albatros. Erwartungshaltungs-Management, dank Mutter Naturs berühmt-berühmter Unberechenbarkeit.

Was soll ich sagen: Die Albatrosse können gar nicht genug vom Abendausflug bekommen und umkreisen uns für satte 30 Minuten mit ihren unerhörten, pfeilschnellen Flugkunststücken, während sich die Youngsters vor unseren Augen auf das, was die Zoologin „Party“ nennt, zusammenscharen, was im Wesentlichen heißt ganz cool zu sein und gelegentlich angeberisch mit den 3 Meter langen Flügeln zu schlagen, während man aus dem Augenwinkel die verfügbaren Weibchen studiert, aus deren Kreis man in ca. 2-3 Jahren die lebenslange Albatros-Ehefrau zu rekrutieren gedenkt. Schon an diesem Punkt ist unsere Tourführung ganz selig und lässt uns wissen, was für ein mächtiges Mazel wir haben.

Aber es geht ununterbrochen weiter so. Am Robbenfelsen, bei einem total Wetterbericht-inkonformem, wärmenden Abendsonnenlicht, wimmelt es

geradezu vor Robben-Babys, die in wohligh-verzückter Körperhaltung faul neben dem Muttertier auf den von einer heftigen Gischt umspülten Felsen dösen, oder sich zu einer wilden Kindergartentruppe zusammenrotten, um sich in einem der kleinen Felsenteiche um das spektakuläre Spielzeug einer Mega-Alge zu balgen. Das ist besser als jedes TV-Programm. Für die Akteure hinter wie für die Zuschauer vor dem imaginären TV-Bildschirm.

Und dann landen wir nach einer recht halsbrecherischen Jeep-Bergabfahrt just in dem Moment auf einem malerischen Strand, als Herr Seelöwe gerade erwägt, sein nicht unbeträchtliches Lebendgewicht zum Zwecke der Nahrungssuche in die salzigen Fluten zu bugsieren. Ich kann es kaum glauben, so nahe können wir an ihn ran, keine 4 Meter trennen mich von dem Koloss, und als ob Mister Universum die Kamera auf sich spürt, wirft er sich in imponierende Pose, reckt das speckige Doppelkinn gen Himmel, positioniert sich ins vorteilhaft-passende Licht, und lässt sich in aller Ruhe von uns auf seiner Lieblings-Schokoladenseite ablichten. Um dann befriedigt und stolz erhobenen Hauptes ins Meer abzuziehen.

Eine weitere Gruppe, keine 50 Meter entfernt von uns auf dem Strand, verfehlt diese einzigartig-comic-hafte Begegnung um einen Hauch, so schmal ist dieser Grat zwischen Glück und der verpassten Wildnis-Chance.

Spätestens jetzt sollte unsere Truppe befriedigt eingepackt haben, aber das Glück mag uns einfach nicht unbehelligt lassen. Nachdem wir keine 2 Meter an einer dösenden Jung-Robben-Männerclique vorbeigestapft sind, die ihre Augen latent auf das hier seltene, weiße Robbenweibchen im Schlafzimmer nebenan geheftet hat, kommen wir an die kleine Beobachtungshütte für die noch weitaus selteneren Gelbaugen-Pinguine. Unserer Tour Führer ist sprachlos, als direkt oberhalb der Hütte schon einmal zwei der vorwiegend nachtaktiven Tiere sich die Sonne auf ihren Pelz brennen lassen. Und dann werden wir noch Zeuge, wie weitere 5 aus dem Meer langsam zum Strand hinaufwackeln, total unbeeindruckt vorbei an einem schlummernden braunen, dicken Brocken, der sich klar als Seelöwe (Feind!) ausmachen lässt. Ich bin nur ein imaginäres 500mm Teleobjektiv vom Abdruck im National Geographin entfernt.

Aber andere bekommen nicht einmal den Pinguin auf mehr als Stecknadelkopf-Größe auf ein Foto gebannt. Und dann noch dieses gigantische Abendlicht, an diesem ansonsten einsamen Strand, der nur per Wildlife-Spezial-Tour zu besichtigen ist. Das Ganze ist zu wahnwitzig-schön, um auch nur annähernd wahr zu sein. Ich bin auf eine Weise gerührt, wie es nur die Liebe zu Mutter Natur zu erreichen vermag.

Was für ein verdammter Glückspilz bin ich doch, sage ich mir, als Baby und ich hinten im Tourbus selig dösen. Da ist es mir auch völlig egal, dass ich wieder einmal auf diesem Trip nur bei den 70 plus Rentnerpärchen gelandet bin und irgendein auch nur halbwegs akzeptabler männlicher

Single meiner Altersklasse weitaus seltener zu sein scheint als die meisten unserer beobachteten Wild-Spezies. Das Glück ist eben völlig selektiv.



Reit-Lektion

Wieder Wanaka

Zurück in Wanaka, nach einer fetten, nachmittäglichen Schmuseinheit mit Douglas, dem Border-Terrier Chef des Hauses, komme auch ich langsam in den von mir erstrebten, tief entspannten Grundzustand.

So wurde der für heute Morgen angedachte, überteuerte Skydive-Tandem-Sprung sowie der ebenso erwogene Ausritt hoch zu Ross zugunsten einer mehr tiefenwirksamen, 10 mal so dauerhaften und ein Drittel so teuren Sport-Massageübung gestrichen und damit die Höhenangst-Mutprobe für einen Schmerz-Thrill der besonderen Art geopfert. Ich habe momentan genug Mutproben in meinem Leben zu bestehen. Den Skydive kann ich auch noch mit 70 machen, wie mir ein britisches Rentnerpärchen, das ich zu Beginn meiner Reise traf, so schön demonstriert hat.

Wenn ich mich in meinem Leben auf etwas verlassen kann, dann darauf, dass mir zum richtigen Zeitpunkt, wenn meine gedanklichen, verängstigten Rennpferde wieder einmal voll mit mir am Durchgehen sind, jemanden treffe, der noch mehr die Hosen voll hat als ich. Dann wird mein unsägliches Helfersyndrom aktiviert, den noch größeren Schießhasen zu unterstützen, die Zügel wieder in den Griff zu bekommen, und ehe ich es mich versehe habe auch ich damit meine eigene Balance auf dem Gaul wiedererlangt. In der Psychologie nennt man das Projektion, glaube ich. Tausendmal erlebt. So auch wieder aktuell.

Der Hindernis-Reiter in mir wird zum Glück mit jedem dieser psychologischen Tests erfahrener, unwetterfester, krisenerprobter. Und ein klein wenig selbst-bewusster auch. Lasse ich heute also mal all die existenziellen Fragen der Art ruhen, wie ich in Zukunft mein Leben finanzieren soll, wo verdammt noch mal ich mich zu Hause fühlen werde, ob ich für alle Ewigkeiten ein unvermittelbarer, reisewütiger Einzelgänger bleiben werde, und ob es mir gelingen wird, darin wirklich gut zu sein, worin meine ganze Leidenschaft liegt.

Ich bin um die 40. Wer in diesem Alter kennt diese oder ähnliche Fragen nicht. Es ist schon fast ein ausgelutschtes, ausgeleiertes, banal-verblödetes Klischee, und dennoch trifft es vollumfänglich zu.

Wer je in seinem Leben ein Pferd geritten hat, der weiß aus schmerzhafter Erfahrung, dass die beste Methode, es dazu zu bringen, einen mit Schmackes in die nächste Staubmulde zu befördern, die ist, sich möglichst heftig an dem armen Wesen zu verkrallen, die Zügel betonhart festzuzurren und in seinem Maul herumzureißen, und sich allgemein da oben auf Teufel komm raus zu verkrampfen und die Kontrolle mit Gewalt an sich reißen zu wollen. Das bringt den gutmütigsten, alterschwächsten, friedfertigsten Klappergaul auf dumme Gedanken und zum finalen Rundumbefreiungsschlag.

Ähnlichkeiten und Parallelen zum realen Leben sind alles andere als zufällig und vom Autor hinterlistig beabsichtigt.



Großes Kino

Immer noch Wanaka

Bevor sich ein gutes Stück Neuseeland mit allem, was das Farmer-Herz begehrt, morgen, an meinem letzten Tag in Kiwi-Land, auf der „Wanaka Fair“ präsentiert, ist es Zeit für mich, die allumfassende Bilanz dieses Trips zu erstellen und – wie immer Massen-phobisch - mit meinen Siebensachen von dannen zu ziehen.

Wie bei jeder größeren Reise im Leben - mag sie nun in ferne Länder führen oder zuhause stattfinden, mag sie sich hauptsächlich durch äußere Erlebnisse oder durch innere Durchbrüche auszeichnen, mag sie ganz allein oder im trauten Gruppen- oder Familienverein stattfinden - gibt es doch immer eine Liste von schönen Überraschungen und Wohltaten, die erwartungsgemäß erfüllt worden sind, und eine Liste der geplanten Höhepunkte und Hoffnungen, die sich leider als Rohrkrepierer und Illusionen enttarnt haben. Solcherlei Listen sind stets sehr individuell, aber ich kenne keine, die nicht beide Seiten enthalten hätte. Hier also meine ganz persönliche Aufstellung:

Höhepunkte (wie werde ich sie vermissen!):

- Die Gelassenheit, mit der man mehr als 7000 km mit maximal 110 km pro Stunde Tempo linksfahrend und ohne einen einzigen Stau durch dieses fantastische Land streifen kann (ja, es gibt sie noch, die vielzitierte Fahrfreude!).
- Die Erdung, die man erfährt, wenn man sich ganz auf diese unglaubliche, rohe, ursprüngliche Natur einlässt und sie zu seiner unangefochtenen Königin erwählt.

- Die Einfachheit, die sich einstellt, wenn man diese Reise NICHT mit deutscher Gründlichkeit durchplant, sondern sich ganz nach Intuition treiben lässt.
- Die herrlichen Gelegenheiten, die sich ergeben, wenn man ab und zu NICHT sklavisch die im Reiseführer beschriebenen Orte besucht und stattdessen den Tipps der Einheimischen nachgeht, seien sie auch noch so vage und skurril auf den ersten Anschein hin.
- Die Entspannung, die man fühlt, wenn man wagemutig vermeintlich unauslaßbare Highlights streicht, die mit vollem Marketingaufwand angepriesen werden (und jedes Reise-Budget sprengen).
- Die Tiefenwirksamkeit, die man erfährt, wenn man sich traut, eine Reise völlig allein mit sich selbst zu begeben.
- Die Erkenntnisse, die man über sich selbst gewinnt, wenn man Dinge ausprobiert, die man noch nie zuvor getan und auch nicht annähernd für möglich gehalten hat.
- Den Stolz, den man empfindet, wenn man wieder einmal über sich selbst und seine Angst hinausgewachsen ist.
- Den Spaß, den man fühlt, wenn man zuweilen die Vernunft komplett über den Haufen wirft, und stattdessen seine kindliche Freude auspackt.

Und nun zu den Schattenseiten, den unsäglichen Illusionen:

- Die Enttäuschung darüber, dass man bei dem ständigen Herumreisen nicht den Hauch einer Chance hat, tiefere Kontakte zu den „Locals“ aufzubauen und die Kultur besser zu verstehen.
- Die geplatzte Hoffnung, dass eine solche Reise einem die Antworten auf drängende Fragen abnehmen würde. Man nimmt sich selbst überall hin mit und jede innere Entwicklung braucht ihre Zeit.
- Die Illusion, dass jeder verrückte Traum wahr werden muss. Die wirklich wichtigen erfüllen sich, die anderen meistens nicht.
- Und last but not least: die wahnwitzige Einbildung, dass man etwas unter Kontrolle haben kann. Nie wird einem klarer, wie wenig man sein Leben kontrolliert, als wenn man sich außerhalb der heimischen Komfortzone aufhält und in absolutes Neuland begibt. Eine Erfahrung, die einen an der Wurzel seines Seins durchschütteln kann.

So bin ich auf dieser Reise in gewisser Weise dem weißen und dem schwarzen Schwan in mir begegnet, in Analogie zu Natalie Portman in ihrer gerade Oskar-gekrönten Rolle, die ich heute in Wanakas wunderbar skurrilem „Paradiso“ Kino bestaunen durfte - auf alten ausrangierten Sofas flätzend, salziges Popcorn mahlend und organische Limonade schlüpfend. Nur dass meine Begegnung weder selbstzerstörerisch noch dramatisch, weder öffentlich noch tödlich anmutete und nichts wirklich überraschend Neues über mich ans Licht befördert hat, sondern heilsam und ermutigend,

loslassend und befreiend, erdend und bescheiden machend war. Ich kann so eine Reise nur von ganzem Herzen empfehlen. Am besten nicht nur einmal im Leben, sondern immer wieder, wenn der Alltag uns denn aus seinen scharfen, gierigen Klauen entlässt.

Aber bin ich am Ende nicht permanent auf einer großen Reise? frage ich mich. Manchmal spüre ich es nur deutlich, und manchmal passiert es unbewusst, während ich in meinem Schädel anderweitig abgelenkt bin. Das Leben ist jeden Tag großes Kino, ob nun einer zuschaut oder nicht.



Nase hoch – und wieder runter

Auckland International Airport, 3 Stunden vor dem Abflug nach L.A.

Es hat einmal Zeiten gegeben, da haben Flughäfen mich fasziniert. Da waren sie inkarnierte Versprechungen von Abenteuer und Aufbruch, von Kulturmischmasch und Andersartigkeit, und ich konnte gar nicht genug davon bekommen, in den typischen Airport-Cafés oder frei zugänglichen Lounges abzuhängen, um diese Atmosphäre von Internationalität und Welt-Weite mit jedem Bläschen meiner Lungenflügel einzusaugen. So tief und gründlich, dass sie hoffentlich bis zur nächsten, mühsam abgesparten Reise reichen mögen. Ich habe staunend die Outfits der Reisenden und die geheimen Rituale des Fliegens studiert, habe im ökonomischen Packen von Koffern und Handgepäck diplomiert und meine geistige Dissertation über die Tricks und Finten zur Erhaschung von Exit-Row-Sitzen gemacht.

Das war einmal. Heute, unzählbare Reisen und Flughafenaufenthalte später, sind diese International Airports für mich nur noch notwendiges Übel und Einheitsbrei. Ich bin schon dankbar, wenn das Snack-Angebot über die üblichen, überteuerten und mit schwerer Mayonnaise verhunzten Sandwiches, die in Kalorien schwelgenden Schoko- und „Energie“-Riegel oder die nicht unter 2 Zentimeter-dicker Frittierschicht erstickenden Leckerbissen undefinierbarer Herkunft hinaus reicht. Im Moment verspeise ich z.B. mit großer Hingabe einen wirklich frischen Fruchtsalat, was nach meiner Erfahrung ein mittleres Flughafen-Wunder darstellt. Über das Bordessen der Fluggesellschaften brauche ich erst gar nicht zu sprechen, darüber haben bereits Andere äußerst zutreffend berichtet. Auch die Preise für die erstaunlich schlechten WIFI-Hotspot-Verbindungen, der Charme der Terminals für die oft stundenlangen, extrem spannenden Wartezeiten zwischen den „Verbindungs“-Flügen, und die wirklich wohltuende, vollklimatisierte Terminal-Luft wären Themen für den ein oder anderen launigen Bericht.

Aber halt!

Bin ich nicht verdammt noch mal übermäßig verwöhnt? Ich rede schon wie einer dieser unsäglichen Business Traveler, der sich über das Haben oder Nicht-Haben bestimmter Plastikkarten definiert oder darüber, wie schnell er den Weg durch den Check-In absolvieren kann. Habe ich mir mal eine Minute lang vorgestellt, dass die Kerosinpreise so hoch werden könnten, dass eine solche Reise wie diese, die ich gerade unternommen habe, so teuer würde, dass sich nur noch VIPs, Filmstars und Millionäre diesen Luxus leisten könnten? Oder dass Flüge generell aus Umweltgründen oder wegen zunehmender Naturkatastrophen Seltenheitscharakter bekämen?

Wir sind gar nicht so weit entfernt davon. Gestern Abend trafen die Nachrichten über das Erdbeben in Japan ein. Und was in der ölliefernden arabischen Welt los ist, das hat inzwischen jeder halbwegs aufnahmefähige Erdenbürger mitbekommen. Lasse ich also mein hochnäsiges Gelaber über die unvermeidbaren Begleiterscheinungen des Fliegens und bin ich lieber dankbar dafür, dass ich die fernen Ecken dieser Erde bis zu diesem Punkt in meinem Leben überhaupt so weit entdecken durfte.

Es ist ein Privileg. Eines, das hoffentlich – in Maßen - immer Bestandteil meines Lebens bleiben darf.



On my way in L.A.

Los Angeles, USA

Ich frage mich - zugegeben ein wenig provokativ - ob ein Deutscher oder Europäer, der überhaupt nichts mit Hollywood-Träumen und Filmindustrie am Hut hat, sich je freiwillig nach Los Angeles, der absurden Weise „Stadt der Engel“ Genannten, begeben würde.

Ich weiß, ich bin in dieser ketzerischen These nicht völlig allein. Und obwohl ich mich in vergleichsweise überschaubaren Santa Monica und das nur einer jahrelangen Freundschaft zuliebe aufhalte, und nicht im schier unkontrolliert wuchernden, metasierenden Krebs von Downtown Los Angeles selbst, verstärkt sich der Eindruck, den diese Stadt auf mich macht, immer wieder von Neuem. Was ist es genau, weswegen das erweiterte „Tinseltown“ sich für mich so denkbar falsch anfühlt? Nehme ich mir mal eine Minute Zeit, diese spontane, leidenschaftliche und offenbar unüberwindbare Abneigung zwischen L.A. und mir zu ergründen.

Es fängt irgendwo bei einem der schlimmsten, unpersönlichsten und unwohlfühlsamsten Flughäfen dieser Welt an, was stundenlange

Immigration- und Customs-Prozeduren mit einschließt, die für das auf Freiheits- und Persönlichkeitsrechte pochende europäische Herz absolut unzumutbar daherkommen. Aber das könnte man seit 9/11 und Homeland Security wahrscheinlich auch über andere US Standorte behaupten. Was ist also das Besondere an L.A.?

Ich habe selten eine Stadt erlebt, die am Meer liegt, über echten Strand verfügt und weniger Charme versprüht als dieser Moloch. Ich gebe zu, man findet sicher seine Ecken, aber mir erscheint alles einfach um ein x-faches überdimensioniert. Es ist als ob man alle Zutaten für die Produktion eines exzellenten Feinschmecker-Käses besäße, aber bei der Herstellung dermaßen übertreiben würde, dass der Brie nach allen Seiten unrettbar ausliefere und der Geschmack durch so viel Streckung total verhunzt würde. Diese Analogie ist in vielerlei Hinsicht nach meinem Gefühl treffend: ein Zuviel an Platz, an Gigantismus, an Wiederholung, an Fassade, an Politur. Mir reicht es schon, dass man eigentlich kaum noch etwas zu Fuss machen kann, ohne in die Gefahr eines ungeplanten Gewaltmarsches zu kommen. Mir genügt, dass mein Auge kaum etwas zu finden in der Lage zu sein scheint, dass es eines Fotos für würdig erachtete. Mich langweilt, dass nach 10 Minuten Streifen durch die typische Nachbarschaft jeder Block irgendwie gleich auszusehen scheint, und das finale Verirren nur durch die strikte Durchnummeriertheit der Straßen zu verhindern ist.

Mir fehlt die Individualität, die Ausnahme, die Persönlichkeit, die Tiefe, die Konzentriertheit. Alles erscheint so unsäglich glattgebügelt und plattgewalzt. Selbst der zur Schau gestellte Individualismus ist schon wieder ein sich wiederholendes, ausgelutschtes Klischee. Typisch Deutsche, würde der Einheimische wohl sagen, immer dieses Klein-Klein und dieses langweilige Understatement. Aber so sind wir eben. Wir wollen nicht erst um 100 Prozent übertreiben müssen, damit unser Gegenüber nach Abzug der ortsüblichen 50 Prozent an heißer Luft eine Ahnung von den tatsächlichen Gegebenheiten bekommt. Wir mögen die Welt „at face value“, so wie sie wirklich ist, „what you see is what you get“, Fakten, Wahrheiten, Unverblühtes. Alles aus unserer subjektiven Sicht, selbstverständlich.

Vielleicht übertreibe ich auf meine Weise, indem ich hinter den mir präsentierten 200 Prozent statt der realen Hälfte gleich eine totale Nullnummer vermute, weil ich dem Braten nun überhaupt nicht mehr traue, sobald er auch nur ein wenig aufgebläht daher kommt. Das ist es ja gerade, was den kulturellen Austausch so spannend macht. Diese Differenzen in der Wahrnehmung, in der Mentalität, in der Umsetzung ein und derselben Sache. Ich wünschte, ich hätte die reale Chance gehabt, in dieser Hinsicht auch tiefer in die Kiwi-Kultur einzusteigen. Das nächste Mal, hoffentlich.

Sonst auf meinen Reisen bin ich schnell bei der Sache, mir bis zu einem gewissen Grad fremde kulturelle Sichtweisen anzueignen, soweit es mir

richtig und sinnvoll und bereichernd erscheint. Aber gerade hier, an diesem einem Punkt, der so typisch für die USA zu sein scheint, habe ich mich dickschädlich entschieden, auf Dauer lernunfähig zu bleiben und zu meinem urdeutschen, weitgehend übertreibungsfreien, realitätsnahen Spießer-Selbst zu stehen.

In dieser Stadt würden selbst die Engel coole, schwarze Designer-Sonnenbrillen tragen, um nach mehr auszusehen als sie sowieso schon sind. Wie unnötig ist das.



F...ing close

Santa Monica, USA

Wir waren so nahe dran. So verdammt nahe dran. Oder wie die Amerikaner es im fetten, aber normal gewordenen Straßen-Slang sagen würden: „so f...ing close“.

Gerade hatte ich begonnen, dieser ausufernden Metropole etwas halbwegs Memorables abzugewinnen, aus dem überlaufenden, überbordenden Zuviel für mich etwas Wohldosiertes, Konzentriertes, Charmantes herauszufiltern, im Wesentlichen durch das engagierte Entdecken des Versteckten und durch das hartnäckige Beobachten des sonst Nichtbeobachteten.

Es hatte gerade begonnen zu funktionieren, dieses kleine Experiment der Einschätzungs-Schubumkehr, unter Beihilfe von jeder Menge Fersengeld und einem Haufen Kilometerarbeit meinerseits, sowie einer guten Portion Sonnenschein und Frühlingsluftzufuhr seitens Los Angeles. Ich war schon fast begeistert und bereit, zu ihren Jüngern zu konvertieren, und dann hat die Stadt es in letzter Sekunde versaut. Das Wort „versaut“ passt vielleicht ganz gut, als stilistische Untermalung zumindest des einen, heutigen Erlebnisses.

Ein paar wunderbare Kilometer entlang dem „Ocean View Drive“ mit einem Schwinn-Bike, das einem mit seinen typisch überdimensionierten, geschwungenen Lenkern und dem dick gepolsterten, ausufernden Sattel eine Art „Chopper“-Gefühl geben soll (und auch tut), und weiter durch Venice Beach und seine Lagunen bis zu Marina del Rey hatte ich das wirklich gute Gefühl, wir würden es schaffen. Eine leichte Prise trieb mich und meine Entdeckungsfreude voran, der Fahrrad-Chopper tat sein Übriges hinzu und Baby kam auch so langsam in Stimmung, doch dann stockte die Freude abrupt. Plötzlich wurden die Wege mega-privat und abgeschirmt und keiner der sicher gut betuchten Besitzer wollte seine unverbaute

Strandaussicht mehr mit dem normalen Volk teilen. Akut ausgebremst, sozusagen.

Nun gut, dachte sich der Optimist in mir, gönne ich mir eben ein wohl-tuendes Mittagessen in einem der Restaurants am Venice Beach und dann sieht die Welt ganz schnell schon wieder anders aus. Aber auch hier das einschlägige Urteil: stark angefangen, und noch stärker nachgelassen. Espresso auf Spülwasser-Niveau nach zuvor erstklassigen Penne Arrabiata. Das hier ist schließlich Los Angeles, da kann man für seine satten 25 Dollar plus Steuer und Trinkgeld etwas mehr erwarten. Aber noch widmete ich mich meinem Zweck-Optimismus und witterte kein System in dieser immer wieder auftauchenden L.A.-Gleichung.

Gut, so schnell gebe ich nicht auf, also weiter die Hufe in die Pedale getreten und immer dem wohltuenden Licht an der Strandpromenade nach. Fahrrad wieder in Santa Monica abgegeben, leicht den subtilen Anmach-Versuch des Latino-Fahrrad-Verleihers abgewehrt, zu Fuss weitergelatscht und Baby in Aktion gebracht. An den luxuriösen Strandhäusern plötzlich ein paar winkende Hände und ein Lachen hinter der hochgestylten Designer-Glasfront. Ich lache und winke zurück und Man(n) kommt auf das geölte Teakholzdeck hinaus, um einen Flirt mit mir zu beginnen.

Frage nach meiner Fotografie: guter Zug. Frage nach meinem Kunst-Stil: noch besserer Zug. Gegenzug: klasse Bude! Das Spiel steigert sich. Ob ich eine Website hätte: cleverer Konter. Ich retourniere ob die schicke Bude ihm gehöre. Ja. Sieh an! Sein nächster Zug: ob ich hineinkommen und den Jacuzzi auf dem Dach ausprobieren wolle.

Spiel-Stand: schachmatt des Opponenten in drei Zügen, eigenhändig herbeigeführt. Spiel-Zeit: nicht mehr als 30 Sekunden. Speed Schach, sozusagen. Und ich bin dann mal weg.

Schließlich noch der Rest des Tages. Insgesamt 5 Stunden unterwegs, zu Rad, zu Fuss und überhaupt, und verdammt noch mal „f...ing impossible“, ein Taxi in Santa Monica zu finden. Alles gibt es auf der typischen Los Angelinos Strasse: gelbe Hummer, silberne Jaguare, rote Käfer, graue Pfadfinder, blaue Porsches, braune Bentleys, Q7, Z4, A8, M5, nebst allen erdenklichen Sondereditionen in Hybrid, Turbo und V8. Nur eben kein stinknormales, gelbes, weißes oder lilablaßblaufarbenes TAXI! Zur Information: das ist dieses Ding, das für die Nicht-Besitzer von fahrbaren Untersätzen oder die temporär Zugereisten so überaus praktisch ist, um von A nach B zu kommen, ohne im Besitz einer dieser undurchschaubaren Busfahrpläne zu sein.

So bin ich also wieder einmal die 25 Blocks von der 3rd Street Promenade bis zu meiner Unterkunft gelatscht, teilweise barfuß und wüst in allen mir verfügbaren Sprachen vor mich hin fluchend. Für eine Wiedergutmachung

zwischen mir und meiner momentanen Gastgeber-Stadt ist es nun wohl ein für alle Mal zu spät. Nein, aus Los Angeles und mir wird kein Liebespaar mehr werden. Diese sowieso schwache, vor sich hin siechende Option ist nun endgültig ihrer langen, schwerwiegenden Seelen-Krankheit erlegen und hat den letzten Atem aus ihrer krebsverseuchten Lunge gehaucht.

Mann, bin ich böse. Aber ich gönne es mir. Es tut so f...ing gut!



Überraschende Geschenke

München, Deutschland

Meine schwer vermissten Spagetti Puttanesca mahlend sitze ich an einem meiner Lieblings-Plätze in München und versuche, für meinen seltsamen Seelenzustand Worte zu finden. Die kleine große Reise ist zu Ende gegangen und ein wenig stellt sich das Gefühl ein, als hätte sie nie stattgefunden und ich säße nur einen weiteren Tag bei Mama Rollino und verspeiste meine Pasta im gewohnten Ritual. Alles fühlt sich so normal an, als ob ich nie weg gewesen wäre, als ob ich nahtlos dort weitermachte, wo ich aufgehört habe, als bliebe alles so unendlich unverändert und angenehm-schläfrig vertraut.

Und doch. Vertrautes mischt sich mit Neuem, mit Überraschendem. Die Leute in der U-Bahn, im Café, beim Bäcker, auf dem Amt, sie reagieren irgendwie anders auf mich, sie schauen mich an, bemerken mich, Dinge fließen, wo ich Komplikationen erwartet hätte, Gespräche entstehen, wo ich Distanz vermutete, Wiedersehensfreude wird demonstriert, wo ich allenfalls Höflichkeit erwartet habe. Ich empfinde meine so vertraute Umgebung neu und sie offensichtlich ebenso mich. Es ist eine Mischung aus Dankbarkeit, Zuhause-Gefühl und nahezu ungetrübter Lebensfreude.

Und keinen überrascht das mehr als mich, den passionierten Reise-Freak. Soll all das hier, in München, an ausgerechnet dem Ort möglich sein, an dem ich seit fast 10 Jahren (neben meiner zweiten Wahl-Heimat Tel Aviv) nun schon lebe?

Stichwort „nahezu ungetrübte Lebensfreude“: Ich denke nach der Reise ist vor der Reise. Stichwort: Alles auf Anfang. Nur dass diese neue Reise nun umgekehrt an einem vertrauten Ort mit unvertrauten Inhalten stattfindet. Sie ist deswegen bei Weitem nicht weniger intensiv. Lebens-Konzepte müssen verändert und ihre finanziellen Grundlagen geklärt werden, Entschlüsse müssen in die Tat umgesetzt, überprüfte Träume realisiert,

Ängste ausgehebelt und frühere Selbstverständlichkeiten zu Ausnahmen reduziert werden. Der neue Lebensabschnitt beginnt unwiderruflich und unbarmherzig, leider und Gott-sei-Dank, und es liegt nun allein in meiner Hand, ob er mir das bringt, was er mir bringen soll, oder ob die Macht der Gewohnheit in genialer Eintracht mit der Angst sich letztlich als das stärkere Duo erweist.

Werde ich rückfällig werden? Werden die Eindrücke dieser fantastischen Reise genügen, um mich gegen jede Buckelei des Lebens sattelfest zu machen, oder werden meine Schißhasen von geistigen Rennpferden wieder mit mir durchgehen und in den vertrauten Stall zurück rennen, wo das ewig selbe, immer wieder von Neuem durchgekaute Heu brav auf sie wartet?

Ich habe mir wohlweislich das Gatter für den Rückweg zugesperrt und das war eine schlaue, wenn auch waghalsige Aktion. Ich kenne mich. In dieser Auseinandersetzung mit mir selbst bin ich – ist jeder – letztendlich allein, und ich trage zu 100 Prozent die Verantwortung für jeglichen Ausgang derselben. Ich habe dahingehend keine Illusionen mehr, habe keine Entschuldigungen und kein Gejammer parat. Leben ist permanenter Schöpfungsakt, mit bewussten und unbewussten Instrumenten, und es bedarf des Künstlers in mir und in uns, um mit diesen gekonnt und inspirierend umzugehen.

Ich zumindest habe meinen Künstler beauftragt, die Ärmel hochzukrempeln, der Medusa fest ins Auge zu schauen und das Beste aus dieser Sache namens Leben zu machen.

Ist dieses kostbare Geschenk etwa diese Mutprobe nicht wert?

Möge ein jeder seine persönliche Antwort darauf finden.

Fine